# *Bastian Hamacher*

aus Deutschland

## Stipendien-Aufenthalt in Ghana

vom 28. Januar bis zum 4. März 2012

# Freiwilligendienst: Entwicklungshilfe oder Armutstourismus?

Von Bastian Hamacher

Ghana, vom 28. Januar bis zum 4. März 2012

# Inhalt

1. Zur Person 287

2. Der Weg nach Ghana 287

3. Weltwärts und Freiwilligendienst 289

3.1 Erika oder der Erstkontakt 289

3.2 Weltwärts 290

3.3 Das Prinzip Afrika oder ein Interview mit Günther Rusch 290

4. Wanderer, kommst du nach Ghana 298

4.1 Ludwig oder immer schön flexibel bleiben 298

4.2 Rainer oder Fufu unterm Mangobaum 301

4.3 Christie oder arm aber glücklich? 303

4.4 Das Land der Heimwerkerkönige oder die Müllkippe am Rand der Welt 308

4.5 Gastfreundschaft oder das Paradies hinter der Hölle 311

4.6 Moderne Entwicklungshilfe oder Soldaten in den Mangobäumen 314

5. Freiwilligendienst oder wer will noch mal, wer hat noch nicht 318

5.1 Thorsten und Bobby oder wir nehmen mehr als wir geben 319

5.2 Johannes oder der Freiwillige, das gute Vorbild 321

5.3 Barrie oder der Chief 324

5.4 Franziska oder ihr Land, ihre Regeln 327

5.5 Kingsley oder warum sollte ich dir etwas erzählen? 329

5.6 Miriam oder von Betreuern und ihren Freiwilligen 331

5.7 Cape Coast oder Der Hotspot für Backpacker und Freiwillige 334

5.8 Maren und Rosa oder eine Stunde Volleyball pro Woche muss reichen 334

5.9 Sam oder die guten Amerikaner 336

5.10 Lara oder Namen tanzen im Busch 339

6. Fazit 340

## 1. Zur Person

Bis dass ich zum ersten Mal einen Fuß in eine Zeitungsredaktion gesetzt habe, hat es ein gutes Weilchen gedauert. Vorher hatte ich mich sechs Semester in Jura versucht und noch davor sollte es eigentlich Maschinenbau sein. Der Mathe-LK in der Oberstufe hat mich davon abgebracht. Und von Jura haben mich Rechtsphilosophie und Verfassungstheorie an das philosophische Institut in die Seminar-Räume mit Platon und Hegel an den Wänden geführt. Auch was den Berufswunsch angeht, habe ich mich damals neu orientiert: Seit dem ersten Praktikumstag beim Wermelskirchener General-Anzeiger lief fortan alles auf ein Zeitungsvolontariat hinaus. Als freier Mitarbeiter bei verschiedenen Zeitungen bin ich in den folgenden Jahren zu Vereinsversammlungen, Kirchenbasaren und Goldhochzeiten gegangen. Viel Samstagabendprogramm ist hinzugekommen: Kabarett, Theater und Jazz. Mit 31 schließlich hat mich der Journalismus aus den Lokalredaktionen des Bergischen Landes nach Ghana gebracht.

Obwohl der ursprüngliche Plan etwas anders aussah, ist dies die Reiseroute, die mich schließlich sechs Wochen durch den Süden Ghanas geführt hat: Von Accra ging es zunächst nach Ho in die Volta-Region. Um nicht bei jedem Trip durchs Land mein gesamtes Gepäck mitschleppen zu müssen, durfte ich in Accra mein Hauptquartier bei meinem ersten Zimmerwirt einrichten, und konnte immer wieder dorthin zurückkehren, um die nächste Tour angehen zu können. Von Accra aus ging es anschließend für einige Tage in den Osten an die Küste nach Keta und in die dortige Lagune und, wiederum über Accra, weiter nach Cape Coast in die Central-Region im Westen. Am Ende der Recherchen dort bin ich an die Strände im Osten, nach Kokobongo und Butre gefahren. Und zum Abschluss meines Aufenthaltes noch einmal in die Volta-Region.

## 2. Der Weg nach Ghana

Der Weg, der mich am Abend des 28. Januar 2013 auf dem Flugfeld des Kotoka-Flughafens in Accra in die heiße Luft Ghanas wie gegen eine Wand geführt hat, ist gespickt von Zufällen. Seit meiner Schülerzeit hat mich Afrika nicht losgelassen, kein Spielfilm, keine Reportage, keinen Diavortrag habe ich verpasst. Und wenige Tage, nachdem ich mich in Bonn für Jura eingeschrieben hatte, saß ich zum ersten Mal im Flugzeug nach Afrika. Vier Wochen wollte ich durch Namibia reisen, bevor es in die Hörsäle und Unibibliotheken gehen sollte.

Die Zufälle beginnen aber im Volontariat in der bergischen Provinz. Im

oberbergischen Radevormwald lernte ich bei einem Pressegespräch für die Lokalzeitung den ehemaligen Chefarzt einer Station für Geburtsheilkunde kennen: Professor Helmut Kaulhausen fährt jedes Jahr ins eritreische Asmara, begleitet von Geburtshelferinnen, Krankenschwestern, Medizintechnikern, Operateuren und Anästhesisten. Im Auftrag des Hammer-Forums helfen sie in der Geburtsabteilung, schulen Operationsteams und reparieren die Krankenhaustechnik. Ihn und seine Gruppe bei der nächsten Reise zu begleiten, ließ sich leider nicht realisieren, weil man mich im Verlag nicht für vier Wochen freistellen konnte. Und die eritreische Regierung einen äußerst repressiven Umgang mit der Presse, zumal ausländischer, pflegt.

Kurz darauf lernte ich in der 35.000-Einwohner-Stadt Wermelskirchen Jeannette Selby kennen. Sie ist Südafrikanerin, war mit Arnold Selby, einem der führenden ANC-Mitglieder, verheiratet und ist vor der Verfolgung durch das Apartheidsregime in den 1960er Jahren in die ehemalige DDR geflohen. Eine Freundin von ihr lebt in Wermelskirchen, wurde aber im ehemaligen Deutsch-Südwest-Afrika geboren. Und wieder habe ich über den afrikanischen Kontinent, seine Geschichte und Beziehungen zu Deutschland geschrieben – ohne dort gewesen zu sein.

In Remscheid schließlich hat mich die Recherchearbeit in das Wohnzimmer von Erika Goyert-Johann geführt. Die Hebamme war als junge Frau zwei Jahre in Ostafrika. Aber anstatt nach der Ausbildung zur Geburtshelferin dorthin zurückzukehren, gründete sie in Remscheid eine Familie. Ein Urlaub in Ghana vor wenigen Jahren ist nun der Grund dafür, dass sie zwei Mal im Jahr in die ostghanaische Küstenstadt Keta fährt, um in der lokalen Nicht-Regierungsorganisation (NGO) „The Young Shall Grow International“ (TYSGI) zu arbeiten – auf einer kleinen Insel in der Lagune gibt sie Geburtshilfekurse.

Ihre Erzählungen sind mir danach nicht aus dem Kopf gegangen. Dazu kamen Berichte über zunehmende Zahlen junger Erwachsener in Deutschland, die nach dem Abitur, statt „Work and Travel“, Zivildienst oder Bundesfreiwilligendienst zu machen, in Entwicklungsländern als Freiwillige arbeiten.

Die Frage, welchen Beitrag Schulabgänger ohne größere praktische Fähigkeiten in der Entwicklungshilfe leisten können, lag da irgendwann nahe. Zumal in den meisten Fällen hohe Summen von den Freiwilligen gezahlt werden müssen. Was passiert mit dem Geld, wo werden Freiwillige eingesetzt, was erleben sie in einem Entwicklungsland wie Ghana? Haben sie überhaupt einen nennenswerten und vor allem bleibenden, also nachhaltigen, Einfluss? Das waren die Fragen, die ich im Kopf hatte, als mir ein altgedienter Kollege den Tipp mit der Heinz-Kühn-Stiftung gab.

## 3. Weltwärts und Freiwilligendienst

### 3.1 Erika oder der Erstkontakt

„Was machst du hier", fragt mich Matthias Plewa am ersten Abend auf der Terrasse von Ludwig. Ludwig Kiefer war mein Hauswirt in Accra, Matthias Plewa sein Kollege aus dem westghanaischen Sunyani. Beide arbeiten in einem Projekt mit dem ghanaischen Ministry of Food and Agriculture (MoFA). Dass ich mich für die Freiwilligendienste in der Entwicklungshilfe interessieren, und als Stipendiat durch Ghana reisen würde, um mit lokalen NGOs, Entwicklungsdiensten wie der Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit (GIZ) und Freiwilligen selber über ihre Erfahrungen und den Inhalt und Nutzen ihres Einsatzes zu sprechen, antworte ich. „Sehr schön. Du weißt, dass die GIZ die Zusammenarbeit mit dem Weltwärts-Programm zum Jahresende einstellt?" Matthias grinst breit.

„Weltwärts" ist ein Programm des Entwicklungshilfeministeriums, das jungen Erwachsenen die Chance geben soll, ihren Horizont zu erweitern und einen praktischen entwicklungspolitischen Beitrag leisten zu können. Warum es jetzt eingestellt werde? Weil es eben doch häufig so sei, dass die Freiwilligen nur schwer eingesetzt werden können, viele seien unerfahren und wenig speziell ausgebildet, erklärt Matthias. Außerdem seien in den vergangenen Jahren sehr viele lokale NGOs entstanden, bei denen zumindest der Verdacht nahe liege, dass es ihnen nur um das Geld aus den Entwicklungstöpfen gehe. Und die Freiwilligen säßen oft ohne Betreuung und Aufgabe, manchmal mittellos, in schlechten Unterkünften.

„Aber", so Matthias, „für die Freiwilligen kann ein Aufenthalt in einem Entwicklungsland wichtig und gut sein, wenn sie ordentlich vorbereitet werden. Es verändert den Blick auf das eigene Leben zu Hause und manche entdecken ganz neue Seiten an sich." Deshalb würden er und viele Kollegen das Weltwärts-Programm nicht einstellen, sondern es dem Bildungsressort anstatt des Entwicklungshilfeministeriums unterordnen. Dann aber als Jugend-Kultur-Austauschprogramm.

Soviel dazu an meinem ersten Abend: Recherche am Ende, bevor sie richtig begonnen hat? Verdacht bestätigt? Mitnichten! Wer in Afrika reist, sollte alle Erwartungen über das Leben, Armut, Nöte sowie mangelnde Fähigkeiten und Möglichkeiten über Bord werfen. Die meisten sind Klischees. In Afrika kommt es immer anders, als man denkt und die Menschen, denen ich noch begegnen sollte, haben ein Bild vom Freiwilligen-Dienst gezeichnet, das vielfältiger nicht hätte sein können.

### 3.2 Weltwärts

Im Jahr 2007 war Heidemarie Wieczorek-Zeul Bundesministerin für Zusammenarbeit und wirtschaftliche Entwicklung, als Weltwärts von ihr als entwicklungspolitischer Freiwilligendienst ins Leben gerufen wurde. Als Lerndienst richtet es sich seitdem an 18- bis 28-Jährige, die gerade ohne spezielles Fachwissen in Entwicklungsländer gehen und sich dort in Hilfsprojekten engagieren sollen. Interesse an Entwicklungsthemen, kultureller Austausch und Neugier auf fremde Lebensweisen stehen im Fokus. Tatsächlich entsendet das Programm aber nicht selber Freiwillige in eigene Programme, sondern die Interessierten bewerben sich bei Entsendeorganisationen, die mit dem Programm zusammenarbeiten. Aus den „Weltwärts"-Mitteln werden dann Vorbereitung, Reise- und Unterbringungskosten, Projektgeld für die Empfängerorganisationen und Taschengeld der Reisenden bezahlt.

Derzeit arbeiten – nach dem bevorstehenden Auslaufen des Weltwärts-Freiwilligen-Programmes bei der GIZ Ende diesen Jahres – weit über 100 Entsendeorganisationen mit Weltwärts zusammen. Diese haben Partnerorganisationen in den Entwicklungsländern (sog. Empfängerorganisationen), die Projektplätze ausschreiben, auf die sich die Interessenten bewerben. Natürlich gibt es noch viele andere Entsendeorganisationen und noch viel mehr Empfängerorganisationen in den Dritte-Welt-Staaten.

Zum System Weltwärts und den anhängigen Organisationen sollte ich etwa in der Mitte meiner Reise in Ghana von Kingsley Addy mehr hören. Zu dem Mittwochabend in einem kleinen Lokal in Accras Stadtteil La Paz komme ich später noch einmal – er war für mich überhaupt ein Schlüsselerlebnis meiner Reise, soviel vorweg.

### 3.3 Das Prinzip Afrika oder ein Interview mit Günther Rusch

Einer der Ersten, mit denen ich mich über die Arbeit und den Nutzen von Freiwilligendiensten unterhalte, ist Günther Rusch. Wie so vieles andere ist unsere Bekanntschaft einem Zufall geschuldet oder dem simplen „Prinzip Afrika", wonach man alles einfach geschehen lassen sollte. Vorgefasste Pläne haben in Afrika die gleiche Eigenschaft, wie sie Napoleon Bonaparte Schlachtplänen zugeschrieben haben soll: Sie halten nur bis zum ersten Feindkontakt.

Eine der häufigen glücklichen Bekanntschaften hat mich nach Ho in die Volta-Region geführt. Ursprünglich hatte ich vor, nach einigen Tagen in Accra in die Central-Region zu fahren. Ein früherer Stipendiat hatte mir den Tipp einer kleinen Lodge in Butre westlich von Sekondi-Takoradi gegeben.

Dort solle ich meine Wochenenden zwischen Palmen am Strand verbringen und unter der Woche in der Central-Region recherchieren. Das hatte erst einmal verlockend geklungen.

Am Nachmittag meines ersten Tages in Accra sitze ich bei Ludwig, schreibe fleißig Emails an Kontaktpersonen und buche Unterkünfte für die kommenden drei Wochen vor, als plötzlich Rainer in der Tür steht: weites buntes Hemd, beige Stoffhose und Turnschuhe an den Füßen. Wir trinken Kaffee, unterhalten uns, schließlich sagt er, er müsse los: Fußball gucken. „Fußball?“, frage ich. Es ist Africa Cup, heute sind Gruppenspiele. Rainer nimmt mich mit in die Stadt nach Osu, das Viertel von Accra, in dem mit Einbruch der Dunkelheit das Leben beginnt. Rainer führt mich in Ghana ein: Fußball gucken, in der Halbzeit Würstchen vom Grill, danach essen gehen an einer Straßenkreuzung. Am Ende des Abends habe ich verstanden, warum die Sache mit den Plänen Unsinn ist: Man lernt so schnell neue Leute kennen, die neue Möglichkeiten eröffnen, dass lang gefasste Pläne nur hinderlich sind. Und die Ghanaer sind auch nicht überrascht, wenn sich Absprachen plötzlich ändern – solche werden sowieso eher als fakultative Begegnungsmöglichkeit betrachtet.

Rainer Ratsch, übrigens auch Mitarbeiter der GIZ und in einem Programm des Landwirtschafts- und Ernährungsministeriums zum Aufbau einer Wertschöpfungskette für Mangos engagiert, lädt mich also stattdessen nach Ho ein. Er kenne dort einige Freiwillige und Projekte, ich könne bei ihm wohnen, die Gegend kennenlernen, sein Fahrer sei ein unerschöpflicher Quell an Informationen – und Rainer kennt Günther Rusch.

Wenige Tage später sitze ich also bei Günther auf der Terrasse seines Hauses und bekomme einen frisch gemahlenen Kaffee angeboten. „Wir rösten hier selber“, preist er mir den Kaffee an. „Aber wenn du wirklich einmal Kaffee trinken willst, musst du nach Äthiopien zu einer Kaffeezeremonie.“

Günther, heute 71 Jahre alt, hat es schon als jungen Mann nach Ghana verschlagen, wenige Jahre nach der Unabhängigkeit 1957. Seitdem ist er dem Land und dem afrikanischen Kontinent mehr als treu geblieben. Seine Frau Christie Ohene ist Ghanaerin. Als Entwicklungshelfer, Dozent und Wissenschaftler hat der promovierte Pädagoge und Historiker in der Entwicklungshilfe in Afrika gearbeitet oder Vorträge über Entwicklungszusammenarbeit und -Politik gehalten. Jetzt ist er als Rentner beim Senior Expert Service. Die Bonner Organisation stellt Entwicklungsländern die Expertise ihrer in Ruhestand getretenen Fachkräfte zur Verfügung. Günther bereitet Afrikabesucher auf ihre Arbeit und das Leben in den unterschiedlichen Ländern des Kontinents vor. Er hat Botschaftsangehörige, Fußballtrainer und Unternehmen betreut. Und eben Freiwillige. Deshalb hat mich

Rainer zu ihm gebracht. Ich erzähle ihm von meiner Recherche, meinen Fragen an den Freiwilligendienst und was ich schon gehört habe. Aus seiner Erfahrung aus bald 40 Jahren in Afrika malt Günther ein düsteres Bild vom Einsatz der Freiwilligen.

*Günther, die Freiwilligen werden fast ausschließlich in Nicht-Regierungsorganisationen eingesetzt. Wer gründet diese NGOs und warum genießen sie ein solches Vertrauen?*

„Wenn man NGOs nicht näher kennt, haben sie einen guten Ruf. In Deutschland genießt man hohes gesellschaftliches Ansehen, wenn man sich in einem Verein engagiert – und eine NGO ist nichts anderes als ein Verein. Meistens sind es wohlhabende Leute aus dem bürgerlichen Milieu in Deutschland, die eine NGO gründen oder sich in einem Verein engagieren. Man wird selten Leute aus der Hartz-IV-Ecke finden. Denn schon der Aufwendungsersatz oder Fahrtkostenerstattung für Sitzungen werden als geldwerte Vorteile angesehen und von den staatlichen Leistungen abgezogen. Das heißt, Leute mit Einkommen unter A 12 oder BAT 3 (Besoldungsklassen für Beamte oder Angestellte im Öffentlichen Dienst) kommen gar nicht erst ins Gespräch als NGO-Leute oder engagierte Mitglieder in Vereinen. Die können sich das gar nicht leisten. Es ist also zum großen Teil eine Ehrensache für Leute, die auf diese Weise ihren Status aufpolieren wollen."

*Wenn das so ist, woher kommt denn dann das Wissen darüber, wie Entwicklungshilfe funktioniert und was in den bestimmten Ländern gebraucht wird?*

„Es sind nicht immer alles hoch qualifizierte Leute wie bei der GIZ und früher dem DED (Deutscher Entwicklungsdienst), das heißt: Im deutschen NGO-Bereich wimmelt es auch von Dilettanten größten Ausmaßes."

*Welche NGOs sind das und welchen Eindruck hast du von der Wirkungsweise der NGOs?*

„Ich meine die etwa 20.000 NGOs in Deutschland, die irgendwie mit Afrika oder der Dritten Welt zu tun haben und nicht so qualifiziert sind, wie etwa die Amtskirchen oder die GIZ oder die KfW (Kreditanstalt für Wiederaufbau). Die NGOs sind oftmals Kulturvereine oder private Organisationen, private Kirchenkreise und anderes. Ich habe da Beispiele aus Togo und Burkina Faso vor Augen, wo Fehler gemacht werden, die oftmals schon in den 1950er Jahren gemacht wurden. Von den vielen Reisen nach Afrika, die ich

im Laufe der Jahre unternommen habe, sind häufig welche zur Schadensbegrenzung darunter gewesen, weil Verträge dilettantisch ausgehandelt waren, weil man auf die Partner reingefallen ist oder weil man überhöhte Ansprüche und Erwartungen hatte. Oft steht etwa in den Heimatzeitungen über die Projekte drin ‚fünf Jahre bauen wir an einem Klo...' - mit allen Implikationen, und die Gemeinde regt sich über Afrika und das Projekt auf, weil ja wieder nichts vorangehe. Dass aber in Afrika an dieser Stelle dieses Klo niemand braucht und es deshalb nicht gebaut wird, sagt niemand. Und in den Beiträgen in den Zeitungen steht dann von Kiel bis zum Bodensee zu lesen, dass die Kinder von den Dorfärzten und Gemeindesekretären unterwegs sind, um in Waisenhäusern den Kindern zu helfen. Dass die Waisenhäuser an Weihnachten leer sind, weil die Kinder bei anderen Familienmitgliedern sind, steht da nie.

Im Grunde genommen ist das ganz große Problem, dass man oftmals europäische Projektionen nach Afrika überträgt. Das heißt unsere Erwartungen, Methoden, Ansprüche und Ziele für die Menschen hier voraussetzt. Dafür wird Geld gesammelt und den lokalen NGOs angeboten.

Jetzt kommt aber die Kehrseite, die Afrikaner sind ja nicht dumm. Sie wissen ganz genau, welches Vokabular sie einsetzen müssen, um eben zu einem Nebenverdienst zu kommen. Und das gilt auch für die Freiwilligenprogramme. Ich sehe diese mittlerweile mehr als eine Alimentierung für die einheimischen NGOs und deren Leiter, als dass da irgendetwas sinnvolles Entwicklungspolitisches rauskommt."

*Welches wäre denn ein sinnvoller Einsatz?*

„Man muss unterscheiden zwischen Aufbauprojekten und Routineprojekten. Bei Aufbauprojekten wird unter der Regie des jeweiligen Landes, nach den tatsächlichen Bedürfnissen etwas gebaut. Daran kann man sich als Freiwilliger mit seiner Arbeitskraft beteiligen – Umweltschutz-Projekte etwa.

Es sind aber sehr oft Routinestellen, wo Freiwillige eingesetzt werden: Schulen, Kindergärten, Waisenhäuser. Und da müssten schon aus Beziehungs- und pädagogischen Gründen afrikanische Lehrer eingesetzt werden. Und die gibt es: Schulen, Hochschulen, Polytechnische Schulen allerorten. Die Kinder in den Schulen müssen sich stattdessen alle paar Monate an eine neue Bezugsperson gewöhnen. Die starken emotionalen Bindungen, die in den Grundschulen entstehen, werden regelmäßig zerstört. Im Übrigen hat es den Fall gegeben, dass Freiwillige als Lehrer geholt wurden und die tatsächlichen Lehrer für diese Zeit entlassen wurden. Es ist eigentlich ganz einfach: Freiwillige bringen Geld mit und heimische Lehrkräfte kosten Geld."

*Nehmen denn alle Ghanaer Hilfe oder das Angebot von Freiwilligen dankend an?*

„Nein, natürlich nicht. Ein ghanaischer Pastor, den ich kenne, hat sich vor drei Jahren strikt geweigert, eine Freiwilligendelegation zu empfangen. Mir zuliebe hat er es gemacht, aber auch direkt gesagt, dass er seinem Kirchenvorstand hätte erklären müssen, dass das deutsche Studenten und Freiwillige sind, und der Vorstand geht beim Wort „Freiwillige" gleich in die Luft. Die denken nämlich sofort an die Abenteuer- und Entdeckungstouristen, die mit Trägertops und kurzen Hosen durch Accra laufen. Der Pastor war früher in der Landessynode Baden-Württemberg und sagte mir: ‚Wir wissen genau, dass einer dieser Freiwilligen so viel kostet wie eine Krankenschwester oder ein Lehrer.' Diese Leute wünschen sich, dass das Geld aus den Entwicklungshilfe-Töpfen intelligenter genutzt wird."

*Was wollen denn die lokalen NGOs mit den Freiwilligen?*

„Ich denke, die meisten dieser Aufnahmeorganisationen sind an dem Geld interessiert. Die Freiwilligen bringen ja immer Projektgelder mit, die nach ihrem Dafürhalten eingesetzt werden können. Dazu kommt das Geld, dass die Organisationen für Unterkunft und Betreuung bekommen. Da wird natürlich gespart, beziehungsweise für unmögliche Unterkünfte ein hoher Preis verlangt. Ich kenne eine Organisation in Ho, die haben 2.400 Euro (6.000 Cedi) für eine Unterkunft pro Jahr genommen. Der Botschaftsarzt hat etwa schon einmal überlegt, die Unterkünfte der Freiwilligen zu besuchen. Die Freiwilligen lässt man nämlich ganz schön hängen."

*Wer kümmert sich denn vor Ort um die Freiwilligen?*

„Mittlerweile gibt es Mentoren. Aber die und die deutschen Betreuer der Freiwilligen engagieren sich wenig bis gar nicht, ihren Freiwilligen das Land, die Ghanaer und die Kultur nahe zu bringen. Ich habe auch viel Kritik an den GIZ-Betreuern gehört.

Die einheimischen Betreuer bekommen etwa 30 Euro pro Freiwilligem und Monat, das ist bei fünf Freiwilligen schon ganz schön Geld für einen Ghanaer. Wenn sie das im Voraus ausgezahlt bekommen, können sie gleich den Zement für ein neues Haus bestellen. Wirklich kümmern tun die sich aber auch nicht. Ein Beispiel habe ich von einem Freiwilligen, der von einer sehr gut verdienenden NGO ohne Kühlschrank in einem dreckigen Loch untergebracht worden ist. Den haben meine Frau und ich mit einer schweren Durchfallerkrankung gefunden, zu uns ins Haus geholt und aufgepäppelt,

kurz bevor es zu spät gewesen ist. Die Freiwilligen bekommen oft von dem Land, der Kultur und den Problemen kaum etwas mit, werden sozial von ihren Organisationen wenig eingebunden."

*Und was für Typen sind diese Freiwilligen?*

„Die Freiwilligen sind herzensgute Menschen, die aber etwa von der verdeckten Armut kaum etwas mitbekommen. Die mitgebrachte Unreife und der eingeschränkte Blick aus bürgerlichen Häusern verwehren ihnen einige Erkenntnisse. Ich habe noch kaum einen erlebt, der gesagt hat: ‚Ich möchte das und das studieren und kümmere mich jetzt hier vor Ort entsprechend um Medizin, Landwirtschaft, Geografie, Kolonialarchitektur oder Sprachen.' Kaum einer nutzt diese Chance aus und holt sich in Bibliotheken oder anderswo Informationen. Weltwärts ist nicht systematisch in eine weitere Biografie oder Bildungsgeschichte eingebunden."

*Sind das Weltverbesserer oder Abenteurer?*

„Ich denke das Letztere überwiegt. Viele reagieren auch den Frust über die Geschwindigkeit der Schul- und Hochschulausbildung ab: Überdruss und Überfluss spielen hier rein. Oft sind es junge Erwachsene, die einfach etwas erleben wollen, aber häufig damit auf die Nase fallen. Häufig übrigens Mädchen. Sie meinen dann, das Gefühl von Freiheit würde ihnen den Blick öffnen und sie würden vieles verstehen. Aber das stimmt nicht. Einer der Gründe, warum irgendwann das totale Ende von Weltwärts kommen könnte, ist, dass im Bundestag keine Mehrheit mehr für ein Reiseprogramm für gut situierte Mittelstandskinder zu finden sein wird. Es sind in der Regel keine Idealisten, die die Welt verbessern wollen, denn dann gäbe es mehr Sensibilität für Armut! Die sagen oft, ‚das ist aber schlimm hier, wie die Menschen leben', können aber nach einem abenteuerlichen Jahr leben auf Pfadfinder-Niveau zurück nach Deutschland. "

*Das muss doch bekannt sein. Warum reagieren die Entsendeorganisationen nicht darauf?*

„Ich denke, es ist eine Strategie der Bundesrepublik oder vielleicht des Westens, auf diese Weise die entstehende afrikanische Mittelschicht zu ködern. Und die Entsendeorganisationen sind vielfach überfordert. Viele von denen sind dermaßen unter Zeitdruck, die Freiwilligen vermitteln zu müssen und personell und qualitativ unterbesetzt, dass sie die sinnvolle Vermittlung nicht leisten können. Da sind eine Handvoll Mitarbeiter für ganz

Afrika, Asien und Süd-Amerika zuständig. Die können die Zustände und Bedürfnisse vor Ort gar nicht kennen. Es geht gar nicht um die Entwicklungshilfe. Kaum einer von diesen Freiwilligen kann ernsthaft was auf die Beine stellen."

*Wo ist dann der Sinn, aus Deutschland irgendwelche nicht ausgebildeten Jugendlichen ohne Berufsbeziehung in schlecht evaluierte Projekte zu entsenden? Verdienen die Entsendeorganisationen auch daran mit?*

„Natürlich, obwohl man die Kirchen da differenziert betrachten muss. Die haben vielfach eine langjährige Erfahrung aus den Entwicklungs- und Missionsdiensten. Ich lege meine Hand dafür ins Feuer, dass manche Entsendeorganisationen bankrott wären, wenn es die Gelder aus den Freiwilligendiensten nicht gäbe. Da hängen Hunderte von Stellen von den Geldern des Entwicklungshilfeministeriums ab. Die Gelder gehen an die Entsendorganisationen, die Partner in Übersee und nur zu einem kleinen Teil an die Freiwilligen. Die wiederum sind oftmals gehalten, noch selber weitere Mittel zu werben."

*Wo kommen diese vielen lokalen NGOs her?*

„Mein Eindruck ist, dass diese Ideologie ‚der Staat ist, schlecht, alles andere ist gut' – die durch dieses idiotische Buch von Brigitte Erler (‚Tödliche Hilfe', erschienen 1985, Anm. d. Autors) aus den 80er oder 90er Jahren, in dem nur die NGOs an sich als gut dargestellt wurden, verbreitet wurde – einen großen Anteil an der jetzigen Situation hat. Die Frage ist, wer kann denn in Ghana, um hier am Beispiel zu bleiben, Englisch und ist kompetent? Das sind doch höchstens 20 Prozent der Bevölkerung und die sitzen im Öffentlichen Dienst. Das heißt, ein ganz großer Teil der Beamten betreibt nebenbei eine NGO. Das geht bei Ärzten und Lehrern weiter, die kaum noch ihre Arbeit ernst nehmen. Ich gehe heute so weit zu sagen, dass diese Verlogenheit, dass die Staaten nichts wären und dass das alles Verbrechersyndikate sind und die NGOs das einzig Wahre, ein Riesengeschäft ist. Das ist ja auch das Absurde, dass NGOs von sich regelmäßig behaupten, dass nur sie ordentlich arbeiten würden und die Länder der Dritten Welt retten könnten, aber selber vom Geld eben dieser Staaten abhängig sind. Jedoch, wenn man nur punktuell Hilfe leisten kann, dann frage ich mich: Darf man den Staat wirklich so verleumden, teilweise mit rassistischen Untertönen, wie das der Fall ist? Denn trotz allem können nur die jeweiligen Empfängerstaaten, trotz aller Probleme größere Entwicklungsstrategien und -Ziele entwickeln und koordinieren."

*Wie nehmen die Ghanaer denn selbst die Entwicklungshilfe wahr?*

„Das Wesen der Ghanaer hat sich in den vergangenen Jahren verändert. Es ist immer weniger Stolz auf die eigene Geschichte, Kultur und Erfahrungen bemerkbar. Kaum noch präsentierten sie sich den Ausländern, vielmehr sind sie vom Wohlstand geblendet und dem Bemühen gleichzuziehen abgelenkt. Oder sie haben das Gefühl, sich verstecken zu müssen. Wenige wollen etwa fotografiert werden, weil sie wissen, wie sie in den westlichen Medien dargestellt werden. Gleichzeitig werden sie durch ihre Religiosität von den vielen freien Priestern der Prosperity Churches (D.i. eine christliche Lehre, wonach finanzieller Segen für Christen der Wille Gottes ist und das Vertrauen in die Führung Gottes und Spenden an christliche Gemeinden das jeweilige eigene finanzielle Wohlergehen steigern, Anm. des Autors) geistig gefangen genommen. Sie können kaum noch in eine freie Diskussion eintreten, Naturwissenschaften und grundlegendes Wissen über Evolution und ähnliches werden verweigert. Das hat natürlich Einfluss auf die Wahrnehmung der eigenen Situation und den Willen oder Drang das eigene Schicksal zu gestalten. Seit den 1960ern hat sich ein großer Wandel in der Eigenwahrnehmung vollzogen und in der Sicht auf den Westen. Die Ghanaer haben einen gut Teil Stolz verloren und der Westen ist kein Heilsbringer, sondern ein schuldiger Kreditgeber, der sich im Grunde genommen mit ein paar Peanuts freikauft.“

*Welches Fazit würdest du denn über die Freiwilligenprogramme ziehen?*

„Ich stehe den Freiwilligenprogrammen nicht gänzlich negativ gegenüber, aber sie sollen sinnvoll sein. Es gibt noch einige gute Aufbauprojekte etwa des ‚World University Service‘. Aber Ghana hat natürlich in den 1990er Jahren die bittere Pille der Strukturanpassung schlucken müssen: Alles, was staatlich war, war ja im Sinne des Neoliberalismus des Teufels. Das heißt auch potenzielle Arbeitskräftekonzentration durch einheimische oder ausländische Jugendliche war ja schon ein Staatseingriff, denn wer hätte das sonst organisieren können? In den 1970ern hatte es noch eine Welle des Engagements durch Jugendliche gegeben, die auf dem Land die Ärmel hochkrempeln wollten und dachten, der Geist der Nkrumah-Zeit (Kwame Nkrumah führte Ghana als erstes afrikanisches Land 1957 in die Unabhängigkeit, Anm. d. Autors) sei wieder gekommen. Training on the Job war erhofft und dann wurden sie bitter enttäuscht, weil die Grundstücke, auf denen die beteiligten jungen Ghanaer arbeiten wollten, schon an reiche Leute aus der Stadt und aus dem benachbarten Ausland verkauft waren.“

Über zwei Stunden unterhalten Günther und ich uns so auf seiner Terrasse. Natürlich sind seine Aussagen vor dem Hintergrund seiner Erwartungen an Entwicklungshilfe und persönlichen politischen und weltanschaulichen Ideen vorsichtig aufzufassen. Nichtsdestotrotz sind es Erfahrungswerte aus langen Jahren der Begleitung der Aufbau- und Entwicklungsarbeit in Afrika. Ich bin gespannt, was ich von Günthers Beobachtungen und Ansichten in den kommenden Wochen wiederfinden würde. Manches, was er sagt, bestärkt meine Vermutungen, anderes macht mich einfach neugierig, vor allem auf die Freiwilligen und die Leiter der hiesigen Organisationen. Wie werden sie auf meine Fragen reagieren, wie werden sie sich präsentieren?

Manche der Aussagen und Eindrücke Günthers sollten sich bestätigen, anderen konnte ich am Ende der Reise widersprechen. Und es ist ganz sicherlich so, dass nicht nur Abiturienten aufgrund ihrer Erfahrungen oder gerade dem Mangel daran, die Welt durch eine getönte Brille sehen.

Die folgenden Wochen sollten interessant werden.

## 4. Wanderer, kommst du nach Ghana

### 4.1 Ludwig oder immer schön flexibel bleiben

„Willkommen. Aber wer bist du eigentlich?“, sagt der Mann mit den kurzen Haaren, Dreitagebart und der Leinenweste über der nackten Brust und schaut irritiert aus dem Türrahmen. Ludwig, wie ich kurz darauf erfahre, ist der Eigentümer des Hauses, auf dessen Terrasse ich seit einer Viertelstunde sitze. Nachdem ich etwa zwei Stunden vorher aus dem Flugzeug gestiegen und in die 35 Grad heiße afrikanische Nacht getreten bin, machen die Überraschungen keine Anstalten, meine Nerven in Ruhe zu lassen. Ein Fahrer der GIZ hatte mich am Flughafen abgeholt, so weit so gut. Aber die anderen Mitarbeiter der Organisation und die Gäste, die mich auf Ludwigs Terrasse willkommen geheißen hatten, staunen nicht schlecht.

Das Haus ist schon seit einem Jahr nicht mehr das Gästehaus der GIZ in Accra. Leider scheint das mein Ansprechpartner dort, der mir die Unterkunft reserviert haben wollte, konsequent ignoriert zu haben. Und Gäste – auch noch solche, die eigentlich nichts mit der GIZ zu tun haben – am Flughafen abzuholen und zur Unterkunft zu fahren, sei normalerweise nicht im Budget der GIZ vorgesehen, erklärt mir mein Gastgeber verwundert. Irgendetwas scheint gründlich schief gelaufen zu sein seit meiner ersten E-Mail an das Büro in Accra, mit der Bitte um ein paar Namen und E-Mail-Adressen von Freiwilligen.

„Angemeldet? Ich weiß von nix. Die glauben immer noch, sie könnten

hier Leute unterbringen, wie sie wollen“, flucht jedenfalls Ludwig. Dann stellt er mir ein Bier hin, und gibt mir ein freies Zimmer. Ich soll erst einmal bleiben.

Dann bleibt die Wasserleitung trocken. Kaum noch ein Tropfen Wasser in den Tanks, die Gemeinde hat schon vor Wochen das Wasser im Bezirk abgestellt. Das aber hat Dennis, Hausmeister und Tagwächter in Personalunion, irgendwie vergessen zu sagen. Ludwig regt sich etwas auf, wirft sich dann in den Sessel und bereitet sich geistig darauf vor, am nächsten Tag einem Wasser-LKW hinterher zu telefonieren. Und ich lerne meine erste Lektion: „Immer schön flexibel bleiben.“

Um sechs Uhr am nächsten Morgen. Der Wasser-LKW ist da. Dennis hatte ihn schon bestellt, auch das ohne etwas zu sagen – natürlich. Zweite Lektion: „In Afrika klappt alles. Nur nicht fragen wann und wie.“

Nicht zuletzt, dass sich schon am ersten Abend meine Pläne in Luft auflösten, hat mich in Ghana weit gebracht. So habe ich damit angefangen, mich nicht auf Absprachen zu verlassen, die Wochen im Voraus getroffen wurden. Wer die Freiheit hat, auf neue und überraschende Angebote eingehen zu können, kommt in Afrika sehr weit. Ansprechpartner fühlen sich nicht überfallen oder reagieren ablehnend und skeptisch wie so oft in Deutschland, wenn man anruft und sich unbekannterweise und trotzdem kurzfristig treffen möchte. Flexibilität in allen Lebenslagen ist gefragt. Schon um den Unwägbarkeiten des ghanaischen Busverkehrs, den Strom- und Wasserausfällen oder schleppenden Internetverbindungen Rechnung zu tragen. Und nicht zuletzt entgehen einem unglaubliche Erlebnisse und Bekanntschaften, wenn man in einem unbekannten Land glaubt, Pläne machen zu können. Schlicht: Wenn die Grundlage für Pläne fehlt, sollte man tunlichst keine machen, sonst steht man am Ende mit leeren Händen da.

Um sechs Uhr geht morgens die Sonne auf und damit regt sich das Land. Es wird warm, wer bis 14 Uhr etwas schaffen will, muss früh anfangen. Denn dann wird die Hitze einfach zu groß. Um halb sieben bin ich die folgenden Wochen aufgestanden, länger zu schlafen war in der schwülwarmen Luft nicht drin. Wer schwitzt schon im Bett, wenn draußen Wasser-LKW vorbeifahren und Frauenstimmen Brot, Obst und Wasser anpreisen? Wir frühstücken gemeinsam. Ludwig trinkt seinen Kakao aus 100 Prozent Kakao-Pulver, ich den unvermeidlichen Instant-Kaffee.

Zum Frühstück isst man in Ghana frische Mango, Ananas oder Karambol-Früchte. Natürlich am Straßenrand für ein paar ghanaische Cedis (ein Cedi entspricht etwa 0,45 Euro) gekauft. An Obstsalat zum Frühstück, habe ich mich schnell gewöhnt: Wenn es morgens schon über dreißig Grad warm ist,

ist an Brot mit Käse oder Leberwurst kaum zu denken. Die sind, genauso wie Gemüse, im Supermarkt nahezu unerschwinglich, ein Paket Kiri kostet etwa 4 Euro, ein Camembert ist nicht unter 15 Euro zu haben.

An diesem Morgen, nachdem ich meine ersten Erkenntnisse über die „afrikanische Art" gemacht habe, fragt mich Ludwig, wie lange ich denn in Ghana bleiben würde, und was ich denn jetzt vorhätte. Nun ja, erst einmal SIM-Karte fürs Handy und Internet besorgen, Karte studieren und natürlich eine Unterkunft suchen, sage ich.

Vieles von dem, was in Deutschland wie selbstverständlich vertraglich und mit einer Einzugsermächtigung geregelt ist, gibt es in Ghana nur Pre-Paid – Handy und Internet, Wasser oder Strom. Für alles zahlt man im Voraus, das aber ganz einfach – und unbürokratisch. Gleich an meinem zweiten Tag bin ich mit dem Trotro, dem hiesigen klapprigen Linien-Kleinbus, für 30 Pesuas, etwa 12 Cent, in die Accra-Mall gefahren. Zwischen Apple-Store und Birkenstock-Fachhändler liegen die Telefonshops. Dort bekomme ich gegen Vorlage des Reisepasses für zwei Cedi, umgerechnet etwa 80 Cent, die SIM-Karte von Vodafone, Tigo, Datalink, Glo oder wie sie alle heißen. Noch 20 Cedi Guthaben dazu, fertig. Den Dongel für das mobile Internet für 40 Cedi nehme ich auch gleich mit, 3 Gigabyte Datenvolumen inklusive. Keine Rechnung, keine Unterschrift, kein Papierkram. Im ganzen Land gibt es nahezu flächendeckend Handy-Netz und 3G-Internet. Dafür regelmäßig aber keinen Strom oder kein Wasser. Und wenn das Stromguthaben beim Kochen zu Ende geht, ist das auch mehr als nur unangenehm. Einen Vorteil haben Pre-Paid-Handys in Afrika aber doch – man kann Überweisungen tätigen und Rechnungen bezahlen. Man überträgt per SMS ganz einfach Guthaben und der Empfänger lässt es sich im Shop ausbezahlen. Denn wer Handy-Guthaben verkauft, nimmt es auch wieder an. Im Übrigen lerne ich den Nachteil des Mobilen Internets in den kommenden Wochen kennen. Theoretisch geht Email senden, surfen und Daten-Upload ziemlich schnell. Wenn der Strom ausfällt, manche Funkmasten abgeschaltet sind und der Datenverkehr von vier Millionen Menschen in Accra umgeleitet wird, dann ist ganz schnell Schluss.

Wer in Ghana reist, braucht sich auf ausgefeilte Reiseinfrastruktur gar nicht erst einzustellen. Das maßgebliche Verkehrsmittel ist das Trotro: ob in der Stadt oder quer durchs Land. Wer nicht viel bezahlen möchte und etwas Zeit hat, der nimmt einen der kleinen Busse. Ob asiatische Transporter oder alte Bullis, in alles werden drei Bänke mit jeweils bis zu vier Sitzen geschraubt. Der Verkehr dieser Gefährte ist von einem Zusammenschluss der an sich unabhängigen Fahrer organisiert: In jeder Stadt gibt es eine oder

mehrere Stationen. Von welcher das Trotro zum gewünschten Ziel fährt, erfährt der Reisende wie so vieles in Ghana: einfach irgendwen fragen. Auch in den Städten fahren die Trotros auf festen Linien, die Umsteigepunkte hat man schnell raus. Die Busbahnhöfe sind ein riesiges Gewusel aus Männern, Frauen und Kindern, die Wasser, Schweißtücher, Snacks, Brot, Zahnpasta oder Handys von den Auslagebrettern verkaufen, die sie auf den Köpfen balancieren. Dazu Fahrgäste in Anzügen und solche, die mit großen Säcken vom Markt kommen. Alle drängeln und rufen durcheinander, suchen nach dem Schalter für ihr Billet und setzen sich in das ausgewiesene Fahrzeug. Dann heißt es warten. Fahrpläne gibt es nämlich keine, der Fahrer fährt los, wenn das Trotro voll ist.

Die Fahrten selber geraten schon zum Abenteuer. Die allgegenwärtigen Schlaglöcher auf den Straßen werden im Slalom umfahren, oft kommt es deshalb auf den Straßen zu Zusammenstößen und Unfällen. Nachts sollte man in Ghana übrigens auf keinen Fall unterwegs sein. Licht an zu haben ist nämlich keine allgemein beachtete Regel. Dafür aber lernt man die anderen Fahrgäste kennen. In Ghana sind einfach nie Leute auf einem Haufen zusammen, ohne sich zu unterhalten. Wer bist du? Woher? Wohin? Wie gefällt dir Ghana? Wenn man ein freundliches Wort übrig hat, erntet man ein strahlendes Lächeln und Tipps wo man unbedingt noch hin muss. Manchmal singen die Frauen und manchmal streiten sie. Wobei eine lautstarke ghanaische Unterhaltung dem Geräuschpegel nach ein handfester Streit oder auch der Austausch von neuem Marktklatsch sein kann.

Das wirklich Praktische an Trotros ist, dass man nahezu überall an der Strecke aus- und zusteigen kann. Ist ein Platz frei und es steht jemand am Straßenrand, streckt der Compagnon des Fahrers den Kopf aus dem Fenster, winkt und ruft das Fahrtziel aus. Am Straßenrand hebt man, sucht man eine Mitfahrgelegenheit, einfach den Arm – je höher, desto weiter will man. Überhaupt ist das Konzept des Ein- und Aussteigens weit verbreitet, auch die Taxis in der Stadt werden in der Regel geteilt. Einfach nachfragen, in welche Richtung ein Fahrer gerade fährt und dazu setzen. Das hat allerdings eine Kehrseite: In den sowieso nicht gerade stillen ghanaischen Straßen ist es von ständigem Hupen noch lauter, denn die übliche Weise einen freien Fahrplatz anzupreisen ist das ständige „Anhupen“ der nicht wenigen Passanten.

### 4.2 Rainer oder Fufu unterm Mangobaum

Sonntagnachmittag, die Kirche ist aus und im Restaurant unter dem Mangobaum füllen sich die Bänke. Ho geht nämlich essen. Nur sonntags hat dieses Lokal auf, dann gibt es traditionelle Fleischgerichte mit Fufu oder Ban-

ku. Ghanaer essen gerne Fleisch, in der Regel vom Huhn oder Rind, oft gibt es „Grascutter“, eine Art Buschratte. Nur „Babyfleisch“, das von uns geschätzte zarte Fleisch von Jungtieren lehnen sie ab. Berühmt ist das Restaurant unter dem Mangobaum für seine Schnecken. Die sind aber leider aus, ich will den Grascutter testen.

Traditionell essen die Ghanaer mit den Fingern der rechten Hand. Genaugenommen tun sie fast alles mit der Rechten, mancher Taxifahrer nimmt kein Geld aus der linken Hand an. Auf jedem Tisch stehen deshalb Karaffen mit Wasser, Waschschüsseln und Seife. Ghanaer lieben beim Essen zwei Dinge: Pfeffer – so scharf wie es geht – und Suppen. Was uns Nudeln oder Kartoffeln sind, ist den Ghanaern Banku und Fufu. Beides sind etwas klebrige Klöße, Fufu in der Regel aus Maniok oder Jams und Kochbananen, die zusammen gestampft werden. Banku ist ein gesäuerter oder vergorener Kloß aus Maniok und Maismehl. Diese schwimmen in einer dieser heiß geliebten gewürzten Suppen aus roter Brühe, Erdnüssen oder Palmnüssen, zusammen mit dem gegrillten Fleisch. Man sticht mit den Fingern etwas vom Kloß ab, zieht ihn durch die Soße und steckt ihn sich zusammen mit Fleisch in den Mund.

Gleich an meinem zweiten Abend in Accra hatte mich Rainer zu einer der sogenannten Chop-Bars, einem Straßenrestaurant im Stadtteil Osu mitgenommen. Er hatte mir nach dem Fußball gucken einiges angeboten: thailändisch, italienisch oder doch Sushi? Accra ist eine Weltmetropole, vier Millionen Einwohner, internationale Konzerne und Organisationen. Das Nachtleben kann sich wie in Europa gestalten: schicke Clubs, flanierende Paare, Jazzbars und eben Restaurants. Trotzdem ist es eine afrikanische Stadt. Die Abwasserkanäle verlaufen offen neben der Straße, nur an Einfahrten abgedeckt mit Betonplatten. Manche Häuser sind bewohnte Rohbauten, daneben verspiegelte Nobelappartements, die Seitenstraßen staubig, am Rand sitzen Verkäufer und bieten an, was der Nachtschwärmer braucht: Telefonkarten, coole Sonnenbrillen, Zigaretten. Dazwischen Stände mit T-Shirts, traditionellen Stoffen und einzelne Obstverkäufer, die Mangos und Ananas für den nächsten Morgen anbieten. Accra ist verwirrend. Riesig und laut, LKW auf den Ausfallstraßen und klapprige Taxis verstopfen die Innenstadt. Millionen Menschen in unbezahlbaren Appartements oder in den Armenvierteln in Lehm- und Wellblechhütten. Und abends mischen sie sich in den Bars von Osu. Tanzen Asonto auf Hip-Life-Sounds vor Bretterbuden oder Salsa unter Bäumen. Und über allem mischen sich die Düfte von Grills und Suppenküchen mit den Abgasen und Abwässern der Großstadt.

Ich wollte einheimische Küche. Was bringt es schließlich, in fremde Länder zu reisen und dann auf Schnitzel und Lasagne zu bestehen? In Osu also

bekomme ich die andere Spezialität frisch vom Grill: Tilapia, also Fisch, in einer Ingwer-Panade mit etwas dünn geschnittenem rohem Gemüse aus Tomaten, Paprika und Zwiebeln. Dazu den ‚Pepper', eine im Mörser frisch zubereitete Paste aus einer der vielen hiesigen Chilisorten, Tomaten und Paprika. Überhaupt findet das Essen oft in den Chop-Bars an Ghanas Straßen statt. Auch auf Reisen über Land stehen die Grills aus aufgeschnittenen Ölfässern mit Lkw-Kühlergrills als Rost an der Straße. Unter Palmdächern wird dann ein Stück Antilope in einem Sud mit einem halben Kürbis voll frischem Palmwein serviert. Tagsüber und abends wimmeln die Straßenränder vor Grillständen mit Kelawele – Snacks aus gebackenen Bananen, Jams und gerösteten Erdnüssen. Zum Bier gibt es Würstchen und schön scharfe Fleischspieße, das „Kebab". Da die Ghanaer scharf essen, sind europäische Gaumen gut beraten, es langsam anzugehen.

In vielen Reiseführern wird vor dem Essen in Chop-Bars und vor Gemüse gewarnt. Ich habe keine Probleme gehabt. Salat und übermäßiges Gemüse, außer rohe Tomaten- und Paprikastreifen sowie Zwiebeln zum Fisch, sind den Ghanaern auch eher ein Gräuel, außer an Festtagen kommt so etwas nicht auf den Tisch. Trotzdem werden Vegetarier hier satt: Auch wenn die Idee vom Fleischverzicht den Menschen in Ghana völlig unsinnig vorkommt, die toleranten Ghanaer nehmen es mit Humor und werden sicher etwas Leckeres in ihren Töpfen finden.

### 4.3 Christie oder arm aber glücklich?

Womit die Ghanaer keinen Spaß verstehen, das ist die Religion. Wie streng die ghanaischen Moslems ihren Glauben auslegen, weiß ich nicht. Die Christen jedenfalls nehmen den Glauben ziemlich ernst. Und leben ihn sehr vielfältig: „Ich habe eine Kirche gegründet", antwortet in einem ghanaischen Witz ein Geschäftsmann einem anderen auf die Frage, womit er reich geworden sei. Und das ist auch das Problem, von dem Günther mir schon erzählt hatte. Tatsächlich gibt es in Ghana laut einer Studie der katholischen Kirche über 7.700 Kirchen und Gemeinden. Und in der Tat, nicht nur in den großen Städten, sondern auch bei Fahrten über Land fallen die vielen Gemeinden auf. Sie heißen „Deeper Life Bible Church", „Winner's Church", „Christ the Healer Church" oder „Greater Grace Church". In jeder Ortschaft Ghanas weisen Schilder und bemalte Betonwände den Weg in Gotteshäuser und zu Gebetsgruppen. Neben der Straße stehen dann große Betonsäle mit offenen Wänden oder baufällige Holzbaracken.

Die Ghanaer sind ein (aber-)gläubiges Volk. Manche tragen von dem Prediger T.B. Joshua geweihtes Wasser mit sich herum. „Das wirkt gegen alles",

ist etwa Ramon, Mitarbeiter im Landwirtschaftsministerium, überzeugt, angeboten wird es in den stundenlangen Fernsehshows und aufgezeichneten Gottesdienst-Events, die überall im Fernsehen laufen. In Ghana vermischen sich uralter Geisterglaube und das relativ neue Christentum zu einer starken Religiosität. Der Gottesdienst in der Kirche kann sonntags gerne mal vier Stunden überschreiten, wenn die Gläubigen nicht gleich in die Messehallen und Konferenzsäle der großen Stadt pilgern, um bei 24-Stunden-Dauer-Gottestdiensten unter Leitung diverser „Archbishops" in Trance den göttlichen Geist zu erfahren oder sich mit hohen Spenden die Gnade des Herren zu sichern. Sogar beim Damenfriseur schauen sich Frauen die Live-Sendungen verschiedener Fernsehprediger an, inklusive eingeblendeter Telefonnummer: „Call for a Prayer".

„Gebetet wird hier für alles", erklärt mir Günthers Frau Christie Ohene eines Abends, „vor allem für Geld und Erfolg." Ihre Nichte habe lange Jahre in der Schweiz gelebt und beim Zoll gearbeitet, erzählt sie. Das Vermögen, mit dem sie jetzt in Ghana ein sehr gutes Leben führt, habe die Nichte mit krummen Geschäften und Bestechung verdient, sagt sie. Die Nichte behaupte, „dass das der eindeutige Beweis dafür ist, dass ich nicht genug bete und sie gläubiger und gottesfürchtiger ist, als ich", sagt Ohene. Sie schüttelt – in diesem Fall tatsächlich ungläubig – den Kopf.

Und auch im Straßenverkehr sind diese obskuren Heilspriester nicht selten. Oft stehen sie in den Türen der Trotros, um für die Fahrgäste zu beten, für eine sichere Fahrt, die Kinder daheim, Eltern oder anderes. Einmal habe ich es erlebt, dass ein Prediger für eine kurze Strecke im Trotro aus der Stadt raus mitgefahren ist. Lautstark hat er über eine Bibelstelle gesprochen, „Christ the Lord" gepriesen und die Fahrgäste direkt angesprochen. Für einen kurzen oder längeren Segen hat er die jeweiligen Gläubigen an die Hand genommen. Die Dauer des Gebets war freilich abhängig von der Farbe des Geldscheins, der in der Hand des Fahrgastes steckte.

Einen Priester habe ich persönlich kennengelernt. Er gehöre zu den „Ambassadors of God Ministries", erklärt er mir, als Rainer und ich ihn ein Stück mitnehmen. Zum Dank spricht er vor dem Aussteigen einen Segen über uns. Zweimal pro Woche habe er Gottesdienst, freitags und sonntags. Was er denn den Rest der Zeit mache, habe ich gefragt: „Ich studiere Buchhaltung und Finanzen." Wohin das führen kann, sieht man übrigens, wenn man auf der Ausfallstraße zwischen Accra und Tema unterwegs ist: große Villen in schicken „Compounds", den überwachten Wohnsiedlungen. Da seien dann nicht selten die Leiter der lokalen NGOs ihre Nachbarn, hatte Rainers Fahrer behauptet, als wir auf dem Weg von Accra nach Ho dort vorbei kamen.

Dieser Auftritt christlicher Gemeinschaften in der ghanaischen Gesellschaft, hat auch im Kontext der Entwicklungsarbeit eine ganz wesentliche Auswirkung. Diesen Zusammenhang erklärt mir Günther am Ende meiner Reise, als ich noch einmal für ein paar Tage nach Ho gefahren bin, um Abschied zu nehmen und ein paar lose Enden meiner Recherchen, die ich am Anfang meiner Reise in der Luft hatte hängen lassen, zu verknüpfen.

Bei unserem letzten Gespräch möchte Günther von mir hören, was ich auf meiner Reise gesehen und erlebt habe. Vieles habe ich zu erzählen. Aber eine Frage, über die ich einen ganzen Abend mit einem Freiwilligen bei Bier und weißem Reis mit Fisch am Strand von Saltpond (einem kleinen Ort zwischen Mankessim und Cape Coast) gestritten hatte, war noch offen: „Warum kommen die Ghanaer nicht vorwärts? Wo ist der Drang, die Ärmel hoch zu krempeln und die eigene Misere selbst zu beseitigen?“ Das sei die Frage, die er sich immer wieder stelle, wenn er in Ghana sehe, dass die Menschen scheinbar teilnahmslos ihre Situation hinnähmen und einfach das scheinbar Beste draus machten, sagte der Freiwillige. Wenn schon schlafen in Lehmhütten und mit dauerndem Stromausfall, dann leide jedenfalls nicht die Lebensfreude darunter.

Günter lacht, als ich ihm von diesem Abend berichte, und erzählt mir als Antwort die Geschichte „Der zufriedene Fischer“ von Heinrich Böll. Ich müsse nur den Hafen an einen afrikanischen Strand verlegen:

„In einem kleinen Hafen liegt ein ärmlich gekleideter Mann in seinem Fischerboot und döst. Ein chic angezogener Tourist legt eben einen neuen Farbfilm in seinen Fotoapparat, um das idyllische Bild zu fotografieren. Blauer Himmel, grüne See mit friedlichen, schneeweißen Wellenkämmen, schwarzes Boot, rote Fischermütze.

Das spröde, fast feindselige Geräusch des Fotoapparates weckt den dösenden Fischer, der sich schläfrig aufrichtet, schläfrig nach seiner Zigarettenschachtel angelt.

Aber bevor er das Gesuchte gefunden, hat ihm der eifrige Tourist schon seine eigene Schachtel vor die Nase gehalten und beginnt ein Gespräch mit dem schlaftrunkenen Fischer:

‚Sie werden heute einen guten Fang machen.‘

Kopfschütteln des Fischers.

‚Aber man hat mir gesagt, dass das Wetter günstig ist.‘

Kopfnicken des Fischers.

‚Sie werden also nicht ausfahren?‘

Kopfschütteln des Fischers und steigende Nervosität beim Touristen, denn einerseits liegt ihm das Wohl des ärmlich gekleideten Menschen am Herzen, andererseits nagt an ihm die Trauer über die verpasste Gelegenheit. ‚Oh? Sie

fühlen sich nicht wohl?‘

Endlich geht der Fischer von der Zeichensprache zum wahrhaft gesprochenen Wort über. ‚Ich fühle mich großartig‘, sagt er. ‚Ich habe mich nie besser gefühlt.‘ Er steht auf, reckt sich, als wollte er demonstrieren, wie athletisch er gebaut ist. ‚Ich fühle mich fantastisch.‘

Der Gesichtsausdruck des Touristen wird immer unglücklicher, er kann die Frage nicht mehr unterdrücken, die ihm sozusagen das Herz zu sprengen droht: ‚Aber warum fahren Sie dann nicht hinaus?‘

Die Antwort kommt prompt und knapp. ‚Weil ich heute Morgen schon ausgefahren bin.‘

‚War der Fang gut?‘

‚Er war so gut, dass ich nicht noch einmal auszufahren brauche. Ich habe vier Hummer in meinen Körben gehabt, fast zwei Dutzend Makrelen gefangen.‘

Der Fischer, endlich erwacht, taut jetzt auf und klopft dem Touristen auf die Schulter. Dessen besorgter Gesichtsausdruck erscheint ihm als ein Ausdruck zwar unangebrachter, doch rührender Kümmernis. ‚Ich habe sogar für morgen und übermorgen genug!‘, sagte er, um des Fremden Seele zu erleichtern.

Der Fremde setzt sich kopfschüttelnd auf den Bootsrand, legt die Kamera aus der Hand, denn er braucht jetzt beide Hände, um seiner Rede Nachdruck zu verleihen. ‚Ich will mich ja nicht in Ihre persönlichen Angelegenheiten mischen‘, sagt er, ‚aber stellen Sie sich mal vor, Sie führen heute ein Zweites, ein Drittes, vielleicht sogar ein viertes Mal aus, und Sie würden drei, vier, fünf, vielleicht sogar zehn Dutzend Makrelen fangen. Stellen Sie sich das mal vor!‘

Der Fischer nickt.

‚Sie würden‘, fährt der Tourist fort, ‚nicht nur heute, sondern morgen, übermorgen, ja, an jedem günstigen Tag zwei-, dreimal, vielleicht viermal ausfahren - wissen Sie, was geschehen würde?‘

Der Fischer schüttelt den Kopf.

‚Sie würden sich in spätestens einem Jahr einen Motor kaufen können, in zwei Jahren ein zweites Boot, in drei oder vier Jahren könnten Sie vielleicht einen kleinen Kutter haben, mit zwei Booten oder dem Kutter würden Sie natürlich viel mehr fangen - eines Tages würden Sie zwei Kutter haben, Sie würden...‘, die Begeisterung verschlägt ihm für ein paar Augenblicke die Stimme, ‚Sie würden ein kleines Kühlhaus bauen, vielleicht eine Räucherei, später eine Marinadenfabrik, mit einem eigenen Hubschrauber herumfliegen, die Fischschwärme ausmachen und Ihren Kuttern per Funk Anweisung geben, sie könnten die Lachsrechte erwerben, ein Fischrestaurant eröffnen, den Hummer ohne Zwischenhändler direkt nach Paris exportieren - und

dann...‘ - wieder verschlägt die Begeisterung dem Fremden die Sprache.

Kopfschüttelnd, im tiefsten Herzen betrübt, seiner Urlaubsfreude schon fast verlustig, blickt er auf die friedlich hereinrollende Flut, in der die ungefangenen Fische munter springen. ‚Und dann‘, sagt er, aber wieder verschlägt ihm die Erregung die Sprache. Der Fischer klopft ihm auf den Rücken wie einem Kind, das sich verschluckt hat. ‚Was dann?‘, fragt er leise.

‚Dann‘, sagt der Fremde mit stiller Begeisterung, ‚dann könnten Sie beruhigt hier im Hafen sitzen, in der Sonne dösen - und auf das herrliche Meer blicken.‘

‚Aber das tu ich ja schon jetzt‘, sagt der Fischer, ‚ich sitze beruhigt am Hafen und döse, nur das Klicken Ihres Fotoapparates hat mich dabei gestört.‘

Der solcherlei belehrte Tourist zog nachdenklich von dannen, denn früher hatte er auch einmal geglaubt, er arbeite, um eines Tages einmal nicht mehr arbeiten zu müssen, aber es blieb keine Spur von Mitleid mit dem ärmlich gekleideten Fischer in ihm zurück, nur ein wenig Neid.“

Die Geschichte kenne ich und sie gibt ein Gefühl und einen Impuls wieder, die auch mich oft beschlichen haben bei meinen Terminen, Fahrten durchs Land oder Fußmärschen durch Städte und über Märkte: Das ‚Loblied der Armut‘ zu singen und sich damit keinen Kopf mehr über die sozialen Mechanismen und Antriebskräfte machen zu müssen. Im Zweifel kann ich damit dem eigenen Erschrecken über unsere Herablassung über die Zustände in Ghana etwas wohl kalkulierten Neid entgegenhalten. Nach dem Motto: Wenn die Menschen schon arm sind und offensichtlich nichts dagegen unternehmen können wollen, dann hat das wenigstens den Vorteil, dass sie anscheinend glücklich sein können. Und nicht der „entmenschlichenden Produktionsmaschine Kapitalismus“ unterworfen sind, wie die Kapitalismuskritik gerne anführt. Arm aber glücklich?

„Ist das nicht genau die Gefahr, die eine faire und ernsthafte und ehrliche Beurteilung der Lage der Menschen in der Dritten Welt so schwer macht?“, frage ich also Günther.

„Tja“, sagt er, „das ist der Punkt. Wir wollen den Ghanaern nicht zugestehen, dass sie selber entscheiden können, wohin ihre Reise gehen soll.“ Immer noch habe der Westen das Problem, dem Rest der Welt nur das eigene Modell als erfolgreich, zielführend und einzig nachahmenswert zu präsentieren. „Dann“, halte ich entgegen, „ist die Frage, wer ist schuld daran, dass das Bedürfnis der Ghanaer sich mit der eigenen Situation auseinanderzusetzen und sie zu ändern so wenig präsent ist!“

Darauf hat Günther nur eine Antwort. Schnell und eindeutig: „Die Kirchen. Nicht die christlichen Weltkirchen, sondern diese ‚Prosperity Chur-

ches‘ haben den Menschen hier den Drang sich einzusetzen, aufzustehen, anzupacken und damit ihr Schicksal selbst zu bestimmen, genommen. Das passt nämlich nicht in deren Geschäftsmodell.“ Menschen, die glauben, sie könnten ihre Situation selbst verändern und ihren Weg selbst bestimmen, beten nämlich nicht mehr um ein günstiges Schicksal. Sie spenden nicht mehr und versuchen nicht mehr sich göttlichen Segen beim Priester zu kaufen. Diese Priester nutzen eine fatale Mischung aus altem Fetischglauben und Ahnenkult aus. „Das Christentum ist ja eigentlich sehr neu hier. Die Menschen nehmen sich selbst zwar als so ursprünglich christlich wahr, als hätten sie alle eine Direktverbindung zum lieben Gott, aber der traditionelle Fetischglaube ist noch sehr stark.“ Überall an den Straßen findet man die weißen Fahnen, die Juju-Priester ausweisen – traditionelle Heiler und Geisterbeschwörer. Fetische hätten früher eine derartig dominante Rolle in den Gesellschaften gespielt, dass noch heute einige dieser Fetische (Orte oder Steine, auch Bäume etc.) argwöhnisch und abergläubisch betrachtet würden. Die Macht, die den Fetisch-Priestern innegewohnt habe, machten sich heute die Priester der verschiedenen christlichen Sekten zunutze. Denn dazu käme eine tiefsitzende Angst vor dem Jenseits. Nicht umsonst sei der Ahnenkult in Ghana noch so präsent und wichtig im Leben jedes Mannes und jeder Frau. „Die Ahnenreihe fortzusetzen und selber Ahne werden zu können ist so wichtig, dass dies ein Grund dafür ist, dass junge Erwachsene so schnell Eltern werden. Und viele Kinder ohne Vater aufwachsen“, erklärt Günther. Diese Angst vor dem Jenseits, vor der Unsterblichkeit und dem Richtspruch Gottes, gepaart mit der übertragenen Macht der Fetisch-Priester, ließen diese ‚Prosperity Churches‘ so viel Geld verdienen. Ungeniert riefen die Priester zu Geldzahlungen auf – das Versprechen: „Je mehr man zahlt, desto lieber hat einen Gott.“ Wenn man trotzdem Pech hat oder etwas im Leben schlecht läuft, ist der Umkehrschluss: Nicht genug gezahlt.

„Wirklich wichtig wäre es, in den Schulen Naturwissenschaften zu stärken, damit die Menschen rational und mit einem aufgeklärten, rationalen Verständnis an die Welt und ihre Situation herangehen.“

### 4.4 Das Land der Heimwerkerkönige oder die Müllkippe am Rand der Welt

Wer durch Ghana reist und mit schnellen Blicken aus dem Trotro-Fenster schaut, oder auch mal in die Seitenstraßen und auf die Rückseiten der Märkte schaut, bekommt Erstaunliches geboten. Nahezu das gesamte Leben findet auf und an den Straßen statt. Lebensmittel und Haushaltsgegenstände, Gebrauchswaren, Werkzeug und Baumaterial, Kleider, Schönheitssalons

und Grillstände sieht man allerorten. Dazwischen laufen in den Städten an den Kreuzungen und Trotro-Stationen die Straßenverkäufer herum und bieten an, was der Reisende brauchen kann. Wasser und Snacks, Zahnpasta, Schweißtücher, DVDs, Parfum, Seife, Hemden oder Wurmkuren.

Das wirklich Faszinierende in Ghana ist aber die Fähigkeit zum Recycling und ‚Do-it-yourself': Dann werden Ghanaer richtig erfinderisch. In Ghana sind LKW- und Busfahrer wahrscheinlich besser ausgebildete Mechaniker als Kfz-Meister hierzulande. Nicht selten sieht man liegen gebliebene Lkw am Straßenrand, die Führerkabine nach vorne geklappt und einen Menschen bis zur Hüfte abgetaucht. Daneben liegen dann Zylinderbänke und Pleuel im Sand, Getriebe werden auseinander geschraubt oder Achsbrüche repariert. Nahezu alles lässt sich reparieren. Ersatzteile kauft man am Straßenrand. Parallel zu den Hauptausfallstraßen sind dort Bretterbuden aufgereiht, in denen jedes Teil zu finden ist. Ventildeckel und -federn, Radaufhängungen nach Größe und Art sortiert, Keilriemen, Reifen, Felgen. Alles wird gesammelt und wieder verwertet.

In Cape Coast habe ich in der Stadt zwei alte Männer gesehen, die Autobatterien verkauft haben. Zwischen den Beinen ein altes Gehäuse geklemmt, die Säure in einen Kanister gegossen, nehmen sie die Bleiplatten raus, reinigen sie und stapeln sie. Dasselbe passiert mit den Batteriegehäusen. Braucht man eine neue Batterie, sucht sich der Kunde das passende Gehäuse heraus. Neue alte Bleiplatten werden eingesetzt, die Kontakte angeschlossen, Deckel drauf und Flüssigkeit rein. Fertig ist die Batterie.

Andernorts hängen hinter einem Tisch Elektro-Platinen an einer Bretterwand und Kondensatoren, Quarze etc. sind fein säuberlich sortiert. An dem Tisch sitzt dann ein Ghanaer und lötet an einem Fernseher. Es gibt fast kein Teil, das ich nicht zur Reparatur ausgebreitet gesehen hätte: DVD-Spieler und Computer, Sat-Receiver oder Stereo-Anlagen.

Ob Autos oder Elektrogeräte, die Ghanaer reparieren alles. Zur Not fertigen sie sich Ersatzteile selber. Das ist mehr als erstaunlich, denn ansonsten fliegt im ganzen Land der Plastikmüll herum. Tüten über Tüten, egal wo man fährt und geht, am Rand liegt der Kunststoff. In den Städten gibt es manchmal eine Müllabfuhr, ansonsten werden Hausabfälle auf Haufen auf unbebauten Grundstücken geworfen oder am Stadtrand in Gruben gesammelt und regelmäßig verbrannt.

Nur Wasserflaschen aus Plastik werden von Flaschensammlern aufgelesen und an die Marktfrauen verkauft. Die spülen die Flaschen, versehen sie mit Deckeln und verkaufen darin Palmwein, Öl oder auch Hülsenfrüchte und frisch gepresste Säfte.

Dieses Müllproblem zu lösen, wäre wirkliche Entwicklungshilfe, meint denn auch Ludwig, mein Hauswirt in Accra. In Deutschland ein paar ge-

brauchte Müllverbrennungsanlagen abbauen und in Ghana aufbauen. Dann würde der Müll immer noch verbrannt, aber mit der Energie könnte man etwas anfangen. Und die verschiedenen Recycling-Kreisläufe staatlich organisieren, dann würden die privaten Müllabfuhren ihre Ladung vielleicht nicht mehr am Stadtrand auf die bekannten Haufen kippen.

Erschreckend an diesem Wiederverwertungskreislauf ist allerdings, dass er notwendig ist. Denn die gebrauchten Autos, LKW, viele davon mehrere Jahrzehnte alt, und Elektrogeräte haben als vermeintlicher Schrott Europa verlassen. Kürzlich hat eine Studie herausgefunden, was alle längst wussten: Hersteller versehen Konsumgüter mit Bauteilen, damit sie regelmäßig kaputt gehen. Warum auch sonst sollte ein Miele-Staubsauger nicht mehr 25 Jahre halten, wie die Legenden deutscher Hausfrauen erzählen?

Der Schrott landet in Afrika: Ich habe sie leider nicht mit eigenen Augen gesehen, die große Elektro-Müllkippe außerhalb Accras – angeblich die größte der Welt und hin und wieder auch auf den Titelseiten deutscher Magazine – auf der Hunderte Menschen und Familien leben und alte Geräte zerlegen und nach wertvollen Bauteilen durchsuchen. Oder den Schrottplatz in Kumasi, auf dem angeblich täglich bis zu 30.000 Menschen nach gebrauchten Autoteilen suchen. Es gibt wahrscheinlich kaum ein Fahrzeug der letzten 40 Jahre, für das man in Westafrika keine Ersatzteile im wohlsortierten (Gebraucht-) Fachhandel kaufen kann.

Dafür sind Rainer und sein Fahrer mit mir an meinem letzten Tag noch einmal nach Tema, die Hafenstadt kurz vor Accra gefahren. Zwischen den Trassen der Fernstraßen und der Autobahn, abseits der verstopften Hauptverkehrsstraße ist ein anderes dieser Wiederverwertungs-Industrie-Gebiete zu finden. Die Türen des Autos bleiben besser geschlossen, die Kamera versteckt, rät Rainer. Der Untergrund ist uneben und von Wasserströmen in Furchen zerrissen. Da hinein laufen Öl und andere Abwässer, in zerfallenden Hütten sitzen Menschen in zerlumpten Kleidern und nehmen auseinander, was bis zu ihnen als unverwertbar gekommen ist. Und dazwischen rauchen und kokeln seltsame Haufen. Völlig abgerissen aussehende Ghanaer laufen auf Autoreifen-Sandalen und in dünnen Shirts drum herum und bewachen diese Köhler-Stöcke, in denen aus Palmkernen und Kokosschalen Kohle für die Arbeiter und Kochöfen hergestellt wird. Nur eine Durchfahrt machen wir, dann geht es auf geteerter Trasse zurück Richtung Accra.

Fast täglich sieht man verunglückte Autos auf den Landstraßen in Ghana: Trotros haben sich überschlagen, die rostigen und ausgeschlachteten Wracks sieht man zwischen dem Buschwerk, wenn das Gestrüpp einem der allgegenwärtigen Buschbrände (angesteckt, entweder weil wieder Müll am

Straßenrand verbrannt wurde, oder weil sich so leichter kleine Antilopen und Buschratten jagen lassen) zum Opfer gefallen sind. Taxis kommen bei waghalsigen Überholmanövern von der Straße ab und krachen in die Bretterbuden am Straßenrand. Oder die mehrfach aus Gebrauchtteilen reparierten Gefährte verlieren in voller Fahrt Teile wie Schiebetüren oder marode Fahrwerksteile. Viele von diesen Unfällen wären nicht nötig, wenn Ghana und Westafrika nicht unseren abgelegten Müll zur Verwertung bekämen. Das wäre auch Entwicklungshilfe: Neue Produkte statt Second-Hand-Ware verkaufen. Kaum ein Autohersteller hat ein Werk in Afrika, lediglich Neoplan baut seit mehreren Jahrzehnten Busse in Kumasi. Und nur asiatische Hersteller verkaufen Neuwagen in nennenswerter Zahl in Afrika.

Dass viele ihrer Alltagsgegenstände, auch Schuhe und Kleidung, die man auf den Märkten kaufen kann, abgelegte Waren des Westens sind, scheint Ghanaer kaum zu stören. Vielleicht haben sie sich damit abgefunden, vielleicht nehmen sie es nicht wichtig, vielleicht kennen sie es nicht anders. Ich weiß es nicht. Jedenfalls lassen sie es den Reisenden nicht spüren.

Beim Fotografieren muss man vorsichtig sein und immer fragen. Häufig höre ich die misstrauische Frage „Warum willst du mich fotografieren?“ Es kommt wohl daher, dass Ghanaer aus den Nachrichten bei BBC oder CNN das Bild kennen, das sich der Westen von ihnen macht. Die Menschen in ihren kleinen Hütten am Straßenrand oder in den ausgelatschten Flip-Flops auf den Märkten möchten möglicherweise nicht ins Kuriositäten-Kabinett westlicher Urlaubsfotoalben. Viele meiner Bilder von Märkten und Straßenszenen sind also im Wesentlichen heimlich entstanden. Fischer am Strand habe ich mit dem Teleobjektiv bei der Arbeit beobachtet und selten habe ich Möbeltischler, Elektriker oder Schneiderinnen gefunden, die mir erlaubt haben, sie zu fotografieren.

Wenn ich allerdings mit einheimischen Mitarbeitern und Leitern von Hilfsprojekten oder Kirchen zusammen war, durfte ich die Kamera auf alles und jeden richten. In Begleitung, wenn die Unsicherheit vor der Kamera verschwunden war, habe ich die ehrlichen Gesichter und offenen Gemüter wieder gefunden, die mir sonst nur ohne Fotoapparat in Trotros und auf Märkten, in Bars und am Strand begegnet sind. Diese Bilder spiegeln meine Erfahrungen von Ghana als Reiseland.

### 4.5 Gastfreundschaft oder das Paradies hinter der Hölle

Wer hier reist, darf keine Scheu vor Kontakten haben. Angesprochen, auch angefasst zu werden ist normal. Handschläge ähneln eher den diversen

„Getto-Ritualen“ der 80er und 90er Jahre. Was in Deutschland als Flirt verstanden wird, geht in Ghana als Small Talk am Bus- oder Flughafenschalter durch. Schon an der Bushaltestelle steht niemand schweigend nebeneinander: Woher und wohin, warum, wie gefällt es?

Ghana ist nicht wirklich auf Touristen eingestellt. Deshalb sind Weiße auch irgendwie Gegenstand von Neugierde und – je nachdem wo man hinkommt – etwas Besonderes. Natürlich wird man regelmäßig von Kindern oder offensichtlich mittellosen Erwachsenen angesprochen und um Geld oder Essen gebeten. Aber das Gefühl auf dem Markt oder beim Essen mit Touristenzuschlag zu bezahlen, hatte ich nicht. Man kann versuchen zu handeln, aber die Preise für Essen und Getränke sind überall gleich. Und auf dem Markt gibt es höchstens Mengenrabatt.

Auch die Sehenswürdigkeiten des Landes – Nationalparks, Strände oder Wasserfälle – verstecken sich hinter rostigen Hinweisschildern oder werden nur als Tipps unter den Reisenden weiter gegeben. Oder man fragt die Ghanaer. Regenwald-Schutzgebiete und idyllische Strände sind ihnen so alltäglich und Ziel für Schul- und Kirchenausflüge, dass sie kaum auf die Idee zu kommen scheinen, dass es für Besucher zu übersehen sein könnte. Wer fragt, bekommt jedenfalls immer einen Tipp. Am besten man tauscht mit einem Taxifahrer, den man kennenlernt und mit dem man sich versteht, die Telefonnummer aus. Ab dann hat man einen Vertrauten, der auch verrät, welche Preise wofür zu zahlen sind, wie man in den nächsten Ort kommt und der die besten Marktstände kennt.

Und dann kann es passieren, dass man nach mehreren Stunden im Trotro glücklich aus Cape Coast kommend Accra erreicht hat und einen Anruf bekommt: „Hier ist Kojo. Ich wollte nur hören, ob du gut angekommen bist.“ Kojo hatte mich quasi aus dem Trotro gezerrt, als ich zehn Tage zuvor in entgegengesetzter Richtung gereist war. Noch bevor ich mich versah, hatte er meine Tasche geschultert und lotste mich zum Taxi. Bei der Ankunft im Gästehaus hatten wir kurz den Preis verhandelt. Ich hatte es ihm damit vielleicht angetan, in den kommenden Tagen jedenfalls blieb er unter den gängigen Preisen, fuhr mich dafür aber auch täglich zu meinen Terminen. „Wenn du freundlich und hilfsbereit bist, kommen die Leute wieder, oder schicken ihre Freunde nach Ghana“, so seine Begründung für den Service der folgenden Tage.

Als Ghana-Reisender sollte man keine Angst vor Kontakten, nervigem Gehupe oder Taxifahrern haben, die ihre Dienste aufdrängen, und schon gar nicht versuchen, im Trotro zu lesen. Dann nehmen einen die Menschen an die Hand, wenn man mit fragendem Gesicht durch das Chaos der Busbahnhöfe irrt und sagen dem Busfahrer, er soll den reisenden ‚Jawuh‘ oder

‚Obruni' (‚Weiße' in den Sprachen der Ewe und Fanti) beim Umsteigen bloß ins richtige Trotro setzen. Oder sie gehen abends einen zehnminütigen Umweg mit zum Hostel. Bloß für ein nettes Gespräch. Und vielleicht auch, damit dem Gast nichts passiert. Ich jedenfalls bin in sechs Wochen Ghana abends an Stränden spaziert, von denen es hieß, sie seien nach Einbruch der Dunkelheit zu meiden, bin nachts durch Städte gelaufen und habe Ecken gesehen, in denen ich angeblich nichts zu suchen hatte. Und nichts ist mir passiert. Irgendwo findet man immer einen Ghanaer, der beim Warten an der Chop-Bar über Fußball reden möchte, von Freunden in Deutschland erzählt oder hinter vorgehaltener Hand fragt, ob man „raucht". Man ist jedenfalls nicht alleine unterwegs. Auf diese Weise bin ich mit einer Schulklasse auf Seilbrücken durch das tropische Blätterdach des Kakum-Parks geklettert, zum Wlii-Wasserfall an der togolesischen Grenze gekommen und habe fantastische Tage und Nächte an den einsamen Stränden von Kokobongo und Butre verbracht.

Direkt im Rücken des Strandes von Butre mit den zwei Hostels liegt auf einem Hügel eines der vielen Forts aus Kolonialzeiten. Am Fuße des Hügels schlängelt sich der gleichnamige Fluss in eine kleine Lagune, darüber führt eine Bohlen-Brücke, die gewunden ist wie eine Achterbahn. Der Weg von der Aguna-Junction an der Hauptstraße nach Butre führt eine halbe Stunde durch den Busch. Über Sandpisten geht es durch ärmliche Dörfer, halb nackte Kinder spielen zwischen den Lehmhütten. Mageres Vieh steht im Müll. Und ein Mädchen, das dem rasenden Trotrofahrer nicht schnell genug zur Seite gesprungen ist, bekommt nach einer Vollbremsung die Rute auf den flüchtenden Beinchen zu spüren. Am Ende stehe ich auf dem kleinen Dorfplatz. Noch mehr Lehm. Ich verlasse den Ort über die einzige Straße und Folge der Wegbeschreibung über die krumme Brücke den Strand entlang. Ich finde das Hide-Out: drei kleine Appartementhütten zwischen Bäumen, drei Baumhäuser, Blumen und Gras zwischen den Stämmen. Eine offene Bar mit Küche steht fünf Meter von der Uferlinie – die Wellen des Atlantiks rauschen machtvoll auf den steilen Sandstrand. Ob ich abends Lobster essen möchte, werde ich nach dem Einchecken gefragt. Es folgen die drei ruhigsten Tage meiner Reise.

Im Morgennebel beobachte ich Fischer in Einbäumen wie sie die Netze aufs Meer bringen, um sie später in stundenlanger Arbeit von Hand an Land zu ziehen. Unter Palmen verbringe ich ruhige Tage, gehe in der Brandung schwimmen. Und abends Essen unter Palmen, die Sterne über dem Atlantik und in der Nacht meint man Wellen wie Seewind durch Zimmer und Schlaf rauschen zu hören. Ein kleines Paradies – wie so oft direkt hinter einer Hölle.

### 4.6 Moderne Entwicklungshilfe oder Soldaten in den Mangobäumen

Kinder mit Hungerbäuchen, Dürrekatastrophen in Äthiopien, Somalia und der ganzen Sahel-Zone – diese Bilder aus den Nachrichten sind meine frühesten Erinnerungen an Afrika. Auch in der Schule war Entwicklungshilfe meistens mit Ernährungs- und Wasserprojekten, Energieversorgung durch Biogasanlagen in Indien oder Krankenhausbauten in Zentralafrika Thema. Soweit meine Vorstellung.

Es hat nicht lange gedauert, bis dass ich gemerkt habe: Vorstellung und Wirklichkeit gehen weit auseinander. Wie man Häuser, Abwasserkanäle und Stromnetze baut, muss den Menschen hier niemand sagen, die Rohbauten überall an den Stadträndern und die aufgerissenen Straßenränder zeigen das. Und völlig planlos gehen die Ghanaer auch dabei nicht vor. Wenn einmal feststeht, auf welchem Gelände gebaut werden darf: Erst wird der Abwasserkanal als Graben am Straßenrand betoniert, darunter liegt die Frischwasserleitung. Wer ein Haus bauen will, kauft das Land, wartet auf die Eintragung ins hiesige Kataster und den Anschluss an Straße und Kanal. Dann beginnt eine rund fünf- bis siebenjährige Bauphase, gebaut wird, wie Geld da ist. Insgesamt rund 65.000 ghanaische Cedi (rund 26.000 Euro) kostet ein Haus. Zumindest ist das die Theorie. Natürlich sind Kataster in Ghana nicht ganz so verlässliche und geschützte Rechtsquellen wie in Deutschland und auch so mancher Rohbau im Busch am Stadtrand verfällt wieder. Hilfe beim Bau von Häusern und Schulen, Straßen und Brunnen braucht Ghana also nicht. Wobei denn dann?

Vielleicht 12.000 Tonnen Mangos werden pro Jahr in Ghana produziert, und gut 20 Prozent der Früchte eines Baumes haben Weltmarktqualität. Aber nur etwa 1.500 Tonnen werden tatsächlich exportiert. Das sind jedenfalls die Zahlen, die Rainer Ratsch schätzt. Für die GIZ betreut der 44-jährige Münchener als Regionalmanager das MOAP des MoFA – das Market Oriented Agricultural Programme des Ministry of Food and Agriculture. Die Volta-Region hat keine Bodenschätze und kein Öl vor der Küste. Aber Mangos. „Die Gewinnmarge von Mangos hat ein Potenzial von geschätzt 500 Prozent, mehr als etwa Gold oder Öl. Und hier in der Region gibt es wegen des Klimas zwei Ernten pro Jahr“, schätzt der gelernte Agraringenieur, der vor seiner Zeit in Ghana schon sieben Jahre in Papua-Neuguinea verbracht hat. Was also liegt näher, als eine Wertschöpfungskette (Value Chain) aufzubauen, die möglichst viel der 500 Prozent im Voltadelta bindet? Produktion und Pflege, Auswertung von Boden- und Fruchtproben in hiesigen Labors, Transport und Weiterverarbeitung – alles soll in der Voltaregion geschehen und Einkommen generieren.

Es weht ein leichter Wind über den Volta und verschafft den sieben Männern etwas Kühlung, die sich in einer Lodge in Atimpoku am Ufer des Volta getroffen haben. Hier bildet der Volta die Grenze des früheren Deutsch-Togo-Land und der englischen Goldküste. Zum ersten Mal findet sich der Planungsstab für das „Produkt" der GIZ, das Volta Value Chain Council (VVCC), zusammen, um das Vorgehen und die Ziele zu besprechen. Neben Rainer sind Ben Offei, Herve Boukoua, William Amegbletor, Viktor Avah, William Moeli und Festus Kwame Kwadzokpo gekommen. Der Plan sieht vor, die bereits in Farmer based Organisations (FBO) organisierten Mangobauern ins VVCC einzugliedern. Dafür muss technische und organisatorische Hilfe geleistet werden. Wer will, kann dann auf die Global-GAP-Zertifizierung (Global Good Agricultural Practices) vorbereitet werden, um am Weltmarkt teilzuhaben. Denn nur dann haben sie eine Chance, dauerhaft Mangos zu exportieren. Deshalb treffen im Volta Value Chain Council als Exekutive fünf Vertreter der FBOs, „Inputdealer" wie zum Beispiel Chemikalienhändler und „Processors", etwa Safthersteller und Hersteller von Trockenfrüchten zusammen.

Die Männer, die sich hier zusammengefunden haben, sind allesamt Experten auf ihrem Gebiet: als Trainer, technische Leiter einer Farm oder Betriebswissenschaftler. Herve Boukoua ist 33 Jahre alt, und eigentlich gebürtiger Kameruner. Aber Ecowas, die Staatengemeinschaft Westafrikas, macht das Arbeiten und Reisen zwischen den Mitgliedsländern für die Einwohner ziemlich einfach, ähnlich der EU. Herve jedenfalls macht gerade seinen Masterabschluss an der Universität in Lomé, Togo, und arbeitet in Kurzzeitverträgen für die AFC, eine Bonner Unternehmensberatung, die sich unter anderem auf Food Value Chain spezialisiert hat. Er ist für die Service Division zuständig: das Pack House, also die Weiterverarbeitungsstation und die Produktion bei den Bauern. Unter die Pack-House-Section fallen Sammlung, Abpackung, Marketing und Transport und vor allem die Qualitätskontrolle: „Davon ist abhängig, ob die Mangobauern exportieren, denn nach EU-Recht darf beim Import nicht einmal eine einzige Fruchtfliege dabei sein. Kommt das ein zweites Mal vor, wird über das ganze Land ein Exportbann für Mangos verhängt." Dieses EU-Recht ist mittlerweile als Global-GAP internationaler Standard. Für ihn ist ganz klar: Von der Organisation der Qualitätskontrolle und dem Reporting der Anbau- und Spritzmethoden ist der Erfolg abhängig. Denn das Pack House, das gerade gebaut wird, ist für rund 50 Tonnen Früchte ausgelegt. Täglich. Deshalb möchte Herve neben den Mangos und Ananas auch andere Früchte aufnehmen, damit das Pack House wirtschaftlich arbeitet.

„Good agricultural practice" und „capacity building", also Training in Sachen Anbaumethoden und Schaffen eigener Expertise bei den ghanaischen

Partnern sind Aufgaben der GIZ. Unter anderem dafür sind William Amegbletor und William Moeli sowie Viktor Avah als Global-GAP-Trainer im Einsatz. Sie sollen die Mangobauern dafür begeistern, sich in einer Kooperative und dem VVCC zu engagieren. Für Rainer ist wesentlicher Teil seiner Arbeit Vertrauensbildung, um die Zusammenarbeit der einzelnen Kettenglieder zu stärken. „Nur wenn der Eine darauf vertrauen kann, dass der Andere seine Arbeit erledigt, pünktlich liefert, sich an die Vorgaben zur Düngung und Spritzung der Früchte hält, kann das ganze Projekt etwas werden."

Nach drei Stunden leiser und aufmerksamer Gespräche ist das Planungstreffen beendet. Die Rednerliste ist zur Zufriedenheit Aller abgearbeitet. Anfang und Vortritt hat übrigens ganz selbstverständlich William Moeli genossen – er ist der Älteste der Runde. „Jeden letzten Freitag im Monat", sagt Viktor zum Abschluss auf die Frage, wann man sich wieder in dieser Runde treffen wolle. „Das war wahrscheinlich mein größter Erfolg heute", sagt Rainer auf der Rückfahrt nach Ho über die offensichtlich erreichte Identifikation der Beteiligten mit dem Programm.

Moderne Entwicklungshilfe in Ghana bedeutet also statt Häuserbauen Arbeitstreffen, um Testreihen zum Anbau von Wassermelonen und Chili durchzuführen. Trainings in Anbau und Vermarktung für Mango-Bauern und Unterstützung beim kontrollierten protokollierten Einsatz von Dünger und Spritzmitteln gegen Krankheiten. Mehrfach ist in meinen Gesprächen mit GIZ-Mitarbeitern der Satz gefallen, dass Freiwilligendienste nicht mehr ins Portfolio passen. Die GIZ wird ein Dienstleistungsunternehmen, das das erklärte Ziel hat, im Bereich der internationalen Zusammenarbeit „Weltmarktführer" zu werden.

Diese Art der Entwicklungshilfe treibt zuweilen ganz erstaunliche Blüten: Während ich in Ghana unterwegs bin, wird einige Hundert Kilometer weiter nördlich einer der vielen militärischen Konflikte Afrikas ausgetragen. Französische und westafrikanische Truppen gehen von Süden kommend gegen die islamistischen Aufständischen im Norden Malis vor. Oft sind bei den „Friedensmissionen" in Afrika Truppen anderer Staaten der Afrikanischen Union im Einsatz. Und nicht selten verfolgen diese damit eigene Ziele, meistens geht es um Bodenschätze und Einfluss. Beispiele sind das Engagement ruandischer und ugandischer Truppen im Ost-Kongo oder das Wechselspiel ivorischer und liberischer Truppen in den Bürgerkriegen des jeweils anderen Landes. Nicht selten versuchen die betreffenden Einheiten auch ihren Sold aufzubessern oder überhaupt erst zu ‚verdienen'.

Was ich hingegen in Ho zu sehen bekomme, als ich Rainer bei einem seiner Termine mit den Mango-Bauern begleite, bringt mich noch in der Er-

innerung zum Lachen. An einem Freitagnachmittag stehe ich neben einem Mango-Baum und beobachte eine Gruppe Soldaten, wie sie in den Ästen herumturnen. Es sind 15 oder 20 Mannschaften der 66. Artillerie, die in Ho stationiert sind und neben mir stehen Rainer und Leutnant Colonel Seidu und betrachten genau wie ich das laute Treiben. Auf Anweisung eines älteren Mannes im weißen T-Shirt beschneiden die Soldaten mit Sägen und Baumscheren den Mangobaum.

Auf 18 Hektar auf dem Kasernengelände haben die Soldaten vor einigen Jahren rund 1.600 Mangobäume gepflanzt. Die Früchte verkaufen sie auf dem Markt der Stadt oder versuchen, sie an Saftproduzenten oder Exporteure loszuschlagen. So bessern sie sich den Sold auf, wenn sie aus den Einsätzen in West und Nordafrika zurückkommen. Colonel Denzo, einer der Männer in den Bäumen, hat schon einige dieser Einsätze hinter sich gebracht. Auch im Kongo? „Um Himmels willen, zum Glück nicht", sagt er abwehrend. Selbst westafrikanische Soldaten hüten sich vor diesem Konflikt. Denzo ist sichtlich stolz auf die Mango-Plantage. Zum einen sei es gut für die Truppe, wenn die gesamte Kaserne mittwochmorgens ausrücke und Offiziere wie Mannschaften in den Bäumen arbeiteten. Zum anderen helfe es der Stellung der Armee in der Bevölkerung, wenn sie ihre Mangos auf den Märkten der Region verkaufen.

Dummerweise sind Soldaten selten beschlagene Mangofarmer. Deshalb ist Rainer an diesem Morgen mit dem alten Mangobauern und Ramon, seinem Projekt-Kontaktmann aus dem Landwirtschaftsministerium, hierhergekommen. Sie wollen die Soldaten und vor allem Lt. Col. Seidu davon überzeugen, sich der Kooperative anzuschließen. Das werde leider nicht möglich sein, weil sie als Teile der Armee nicht einfach so einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft beitreten dürften, stellt Seidu klar. Aber zusammenarbeiten ginge auf jeden Fall.

Die Soldaten hängen aufmerksam an den Lippen des alten Farmers. Er war früher Lehrer, und das merkt man, wie er mit dem Finger in die Bäume zeigt und den Männern in Uniform genau erklärt, woran sie die unterschiedlichen Mango-Arten oder männliche und weibliche Pflanzen unterscheiden könnten und wann, warum, wo welcher Ast geschnitten werden muss.

Nur so können sie ihre Ernteerfolge steigern und mithilfe der Kooperative ordentlich vermarkten. Die Bauern wiederum profitieren von der Größe der Farm. So steigen die Mangomengen, die sie den Abnehmern anbieten, können erheblich. Und das Pack-House der Kooperative kann auch besser ausgelastet werden. Eine Win-win-Situation also, nur mit Soldaten.

Die haben übrigens den größten Spaß daran, dass sie bei dem ganzen Treiben fotografiert werden. Die GIZ hat nämlich den Fotografen Klaus Wohlmann engagiert, der drei Monate durch Westafrika fährt, um verschiedene

Projekte und Themenfelder der GIZ in Westafrika zu dokumentieren. Begleitet vom dauernden Klicken der Kamera posieren sie in den Bäumen und folgen dem Mangobauern durch die Plantage. Auch ich möchte von der ganzen Aktion ein paar Fotos machen und von Rainer neben dem Lt. Colonel. Ich frage ihn. „Aber nur, wenn du meine Kanonen in Ruhe lässt", sagt der bullige Mann mit einem Grinsen.

Das Stichwort ist internationale Zusammenarbeit. Entwicklungshilfe scheint heute Consultant-Tätigkeit zu sein. Entwicklungshelfer sind häufig Unternehmensberater, die projektbezogen auf Zeit im Auftrag der jeweiligen ausländischen Regierung Einheimischen helfen ihre Kapazitäten und Möglichkeiten, Ausbildung, geografische und geologische Gegebenheiten zu nutzen. Übrigens: Entwicklungshelfer im Sinne des früheren Deutschen Entwicklungsdienstes arbeiten „ohne Erwerbsabsicht". Sie bekommen eine Aufwandsentschädigung (in Ghana je nach Projekt rund 1.500 Euro), Unterkunft und Versicherung. Und nach spätestens vier Jahren läuft der befristete Vertrag aus. Dann heißt es bewerben auf dem deutschen Arbeitsmarkt – oder auf ein neues GIZ-Projekt.

## 5. Freiwilligendienst oder wer will noch mal, wer hat noch nicht

Entwicklungshilfe als Unternehmensberatung, Helfer die Landwirtschaftsexperten, Wirtschaftswissenschaftler oder ausgebildete Trainer sind. So sieht Entwicklungshilfe also aus. Ihre Aufgaben erfüllen die ‚Helfer' in Abstimmung mit Regierungsstellen in Ministerien und gemäß den Formulierungen in den Auftragsausschreibungen. Vorher müssen die Beteiligten durch aufwendige Auswahltests, Assessment-Center und zur psychologischen Begutachtung. Was aber ist mit den jungen Erwachsenen, die nach dem Abitur für ein Jahr nach Ghana kommen, um in einem unbekannten Land unbekannte Dinge zu tun? Welche Rolle können sie erfüllen?

Oft keine, so zumindest mein Eindruck nachdem ich mehrere Wochen durch Ghana gefahren bin und mit Freiwilligen, Betreuern und Projektverantwortlichen gesprochen habe. Der häufigste Satz, den ich gehört habe auf die Frage, welchen Eindruck sie von ihrem Einsatz haben: „Ich nehme mehr als ich gebe." Oft haben sich Desillusionierung, manchmal Enttäuschung im Job breitgemacht. Das Leben in Ghana, die Erfahrung dieses Aufenthaltes will aber kaum jemand missen. Kommen Freiwillige nicht selten mit hohen Erwartungen an ihr Wirken, passen sie sich doch schnell der Realität an.

Über mehrere Wochen habe ich verschiedene Freiwillige in Schulen beobachtet, sie mit kleinen Kindern auf dem Arm gesehen oder auch in einer

Palm-Nursery (Palmen-Baumschule) arbeiten sehen. Ich habe mit Betreuern und Projektleitern gesprochen und abends beim Bier Freiwilligen aus Deutschland, Holland oder Skandinavien bei ihren Geschichten zugehört.

### 5.1 Thorsten und Bobby oder wir nehmen mehr als wir geben

Als er in seine Unterkunft kam, sah der 19-jährige junge Mann aus dem Friesischen Leer, wir wollen ihn Thorsten nennen, was er erwartet hatte. Behauptet er jedenfalls rückblickend. Ein dunkler dreckiger Raum, auf dem Tisch die verschimmelten Reste der letzten Mahlzeit seines Vormieters, der Kühlschrank marode, die Moskitonetze vor den Fenstern kaputt und Ungeziefer auf Wänden und Böden. Der junge Mann ist von einer kirchlichen Organisation ins ghanaische Ho geschickt worden, um bei einer lokalen NGO zu arbeiten.

Thorsten ist der erste Freiwillige, den ich während meiner Reise gesprochen habe. Und er ist auch einer derjenigen, den ich dank Rainers Hilfe kennengelernt habe. Wir grillen, als er und sein Kollege Bobby, mir die Geschichte ihres Aufenthalts in Ho erzählen.

Sie haben ihre ersten Wochen im Schutz von Günther und seiner Frau Christie Ohene überstanden. Was mir Günther erzählt hatte – lokale NGO‘s, die als Geschäfte betrieben werden und nichts für ihre Freiwilligen zu tun haben, kaum bewohnbare Unterkünfte, um Kosten zu sparen, schlechte Betreuung und auch die zweifelhafte Nachhaltigkeit eines Einsatzes von Freiwilligen in der Entwicklungshilfe – vieles von dem finde ich in den Erzählungen von Thorsten und Bobby.

Seit Herbst vergangenen Jahres ist Thorsten in der Verwaltungshauptstadt Ho in der Volta-Region im Osten Ghanas und mittlerweile hat er sich mit seiner Situation hier arrangiert. Nach und nach hat er mit Hilfe von Günthers Frau – der die Unterkunft wohl mehr als peinlich für einen Gast erschien – seine Bleibe in Schuss gebracht und weil seine NGO „Associates for Sustainable Rural Development“ (ASRuD) nichts zu tun für ihn hat, hilft er im Regional-Museum – das ist Günthers derzeitiges Projekt – bei der Neugestaltung der Ausstellung. Schließlich wolle er nicht nur rumhängen, das hätte er auch Zuhause haben können. Er fühlt sich offensichtlich wohl in Ho, geht gerne über den Markt, isst Redred (einen Bohneneintopf mit Palmnüssen und Kochbananen) und die Leute in der Stadt kennen ihn, den „Jawuh“, den Weißen auf seinem Motorrad.

Auch wenn alles anders ist, als er sich erhofft hatte, er fast desillusioniert ist, das Jahr missen möchte er nicht. „Ich habe viel erlebt und über mich erfahren. Ich gucke mit einem anderen Blick nach Deutschland und an meiner

Einstellung zur Entwicklungshilfe hat sich auch nichts geändert."

Auch Bobby musste einsehen, „dass wir mehr nehmen als geben". Hier höre ich diesen Satz zum ersten Mal. Was er und seine Altersgenossen sich eigentlich gedacht hätten, was sie ausrichten können – das ist die Frage, die er sich jetzt stelle. Bobby ist mit einem anderen kirchlichen Träger nach Ho gekommen und zumindest was die Betreuung und Unterbringung angeht, haben er und seine Hausgenossen es besser getroffen. Seine NGO betreibt einen kleinen Bücherbus, ein Straßenkinderprojekt und ist an Schulen aktiv. Nichts, was Einheimische nicht auch tun könnten. Der 20-jährige Berliner findet, dass sein Engagement eigentlich nur für ihn eine gute Sache und es immerhin besser als Work-and-Travel in Australien sei. „Das hier ist Entwicklungshilfe für Deutschland."

Viel schlimmer als die fehlende Beschäftigung ist für Thorsten allerdings die Behandlung durch seine Vorgesetzten: „Ich bekomme natürlich mit, wenn sie über mich reden, dann fällt nie mein Name, sondern es heißt nur ‚Jawuh'." Manchmal komme es vor, dass sie in den Raum platzten, einige Male ‚Jawuh' riefen und wieder verschwänden. Wenn er nach Arbeit frage, bekomme er selten mehr als eine vage Zusage. Als Weißer gut aufgehoben und willkommen fühlt er sich bei ASRuD jedenfalls nicht. Nach dem Besuch der Projektverantwortlichen aus Deutschland und mehreren Gesprächen ist man bei ASRuD auf die Idee gekommen, dass er ein Vergabesystem für Mikrokredite in der Landwirtschaft aufbauen könnte, erwartete Kundenzahl über 2.000 – mit 19, kurz nach dem Abi. Günther regt sich nicht einmal mehr ernsthaft auf, so unsinnig findet er die Idee.

Ganz anders als in ihren Projekten geht es dafür auf dem Markt zu: In meiner letzten Woche in Ghana bin ich noch einmal nach Ho zurückgekehrt. Noch ein paar Besorgungen machen und mit Thorsten einen Nachmittag lang den Markt besuchen. Ein Erlebnis übrigens, dass ich jedem Afrikabesucher dringend empfehle. Nirgends kommt man den Menschen und ihrem Leben so nahe: Die Gerüche nach Gewürzen und frischem Essen, die bunten Kleider, der Lärm der Besucher, die sich unterhalten und an den Marktständen Tratsch austauschen, die Bretterbuden auf dem unebenen Boden, die Abwässer und der Unrat am Boden, darüber auf Holztischen feine Stoffe in so vielen Mustern, dass es unmöglich scheint, bewusst etwas auswählen zu können. Nahezu jeden dort kennt Thorsten. Ich suchte etwas? Kein Problem. Eine kurze Frage zu einer jungen Frau hinter einem Gemüsestand, und schon bekomme ich eine Privatführung. Und Thorsten hält überall Small Talk in Ewe, der Regionalsprache der Volta-Region. Mit seinen neuen Rastazöpfen – acht Stunden hatte er umringt von Frauen in einem Salon gesessen, ghanaisches Trash-TV geschaut und sich Extensions in die blonden Lo-

cken flechten lassen – heißt er auch nicht mehr Jawuh. Jesus oder Rastaman ist nun überall zu hören. Dass er sich nicht in die ghanaische Kultur eingefunden habe, kann ich ihm jedenfalls nicht vorhalten.

Auch Thorstens Unterkunft wollte ich noch besucht haben. Sie ist eigentlich nicht schlecht. Wie eine eingeschossige Doppelhaushälfte, mit kleiner Terrasse vor der Haustür. Dahinter ein schmaler Gang, von dem zwei spärliche Zimmer abgehen. Hinten eine Küche, für die der Begriff spartanisch allerdings sehr hochtrabend wäre. Das Waschbecken auf dem Flur und auf dem Boden eine große Wasserpfütze. Woher das kommt „Keine Ahnung. Zwei Tage nach dem Unwetter war es plötzlich da", erklärt Thorsten und baut zwei Ventilatoren auf, die in der Hitze die Pfützen trocknen sollen. „Wirklich schlecht ist es hier nicht", findet er jetzt und schaut sich um. „Aber am Anfang war es einfach nur schmutzig, Fliegengitter an den Fenstern fehlten, ich hatte keinen Kühlschrank und meine Vermieterin hat nur unregelmäßig Strom gekauft."

Bobby hat es da deutlich besser getroffen. Wie Thorsten ist er einige Stunden in der Woche für Günther im Regional-Museum tätig – der Sportunterricht an der Schule der EP-Church (Evangelical Presbyterian Church of Ghana) nimmt nur wenige Stunden die Woche in Anspruch und auch das Straßenkinderprojekt findet nur einmal in der Woche statt. „Wirklich viel zu tun habe ich also nicht und ob von meinem Einsatz etwas bleibt außer den Projektgeldern ist fraglich." Jedenfalls wohnt er besser: Seine Freundin hat er im Vorbereitungskurs kennengelernt und jetzt wohnt sie mit ihm im Haus, eine weitere Freiwillige ebenso. Von der Beziehung weiß in Ho übrigens niemand etwas, das ist gesellschaftlich mehr als tabu. Man sieht auch selten Paare Händchen halten, küssende Paare nie.

Jedenfalls ist die Wohngruppe noch komplett. Nicht wie bei Thorsten. Dessen Mit-Freiwillige ist nach wenigen Monaten abgereist. Eine schwere Infektion der Augen war in Ho nicht richtig behandelt worden. Als sie schließlich bei der Botschaftsärztin war, hat diese nur gesagt: „Fliegen sie heute oder morgen? Wenn sie bis morgen warten, garantiere ich nicht für ihr Augenlicht." Seit Monaten habe er nichts mehr gehört, ihre Klamotten und Laptop sind noch in ihrem Zimmer in Ho, sagt Thorsten. Zuletzt war sie in der Rehabilitation.

### 5.2 Johannes oder der Freiwillige, das gute Vorbild

„Die Deutschen sollen nicht unterrichten. Ich möchte einfach, dass meine Schüler Europäer kennenlernen. Sie sollen einen weiten Horizont in die Schule bringen", sagt Vater Isaac Benuyenah. Der katholische Priester hat in

Fodome und Wusuta – rund 80 Kilometer nördlich von Ho in der Nähe von Hohe – zwei Schulen gegründet. Dort unterrichten etwa 20 Lehrer 300 Kinder. Dort besuche ich Johannes und Dominik.

Zunächst einmal bin ich überrascht: Fodome ist ein kleiner Ort, der Kern eine Straßenkreuzung im Busch. Daneben liegen die staatliche Schule und die katholische Kirche, deren Gemeinde Vater Benuyenah betreut. Zwischen hohen lichten Bäumen steht ein schmuckes Kirchengebäude, unter Palmen etwas weiter hinten das saubere und solide Haus von Vater Isaac Benuyenah. Er kommt mir entgegen, ein Mann mittleren Alters, der sich sichtlich freut, dass jemand aus Deutschland sich für seine Arbeit interessiert. Er führt mich ein kurzes Stück durch den Wald, auf eine Ansammlung niedriger Gebäude zu, die wie auf einem Kasernengelände auf einer Wiese stehen. Daneben ein Bauplatz, etwas Lärm dringt aus den verschiedenen Klassenzimmern, eine Horde Kinder flitzt über den Hof. Mittagspause erklärt mir der Vater, ich habe gerade das Essen verpasst.

Johannes sitzt in einem der leeren Räume der „Royal Academy Prep." und unterhält sich mit anderen Lehrern: Kurze Hose und blaues Polohemd, die Haare raspelkurz geschnitten und ein entspanntes Lächeln im Gesicht. Vater Benuyenah bittet mich in sein Büro, ich bekomme den Platz vor dem Schreibtisch, Johannes sitzt neben ihm. Was genau ich eigentlich hier wolle, fragt mich der Vater und legt nach meiner Erklärung sofort los: Ganz begeistert ist er von den Freiwilligen, die seit rund fünf Jahren regelmäßig an seinen Schulen beschäftigt sind. Dass das keine Lehrer, ja gerade selber keine Schüler mehr seien, wisse er. Aber sie sind eben auch ganz anders als seine Schüler und jungen Lehrer in Ghana. Sie brächten neue Sichtweisen mit, seien Vorbild und Anschauungsobjekt. Neue Ideen, kulturellen Austausch und ja, auch ihre Arbeitskraft wolle er haben, erklärt der Priester.

So etwa 2007 sei es gewesen, als er das Drama an der staatlichen Schule nicht mehr habe mit ansehen können: „Es gab Jahrgänge, da hat niemand die Abschlussprüfung der Junior-Highschool bestanden." Er habe etwas anderes machen, ein neues Angebot schaffen wollen. Das ist ihm gelungen. Die Gebäude sind gut in Schuss, Möbel und Tafeln in Reihe und Glied. Sogar einen kleinen Computerraum gibt es. Dort unterrichtet Johannes wenige Stunden die Woche ICT, Informatik, Computer und Technik. Viel wichtiger sind die Projekte, die die Freiwilligen in Fodome verwirklichen. Jeder hat etwas Praktisches hinterlassen. „Ich mache ihnen ein Angebot, was wir noch brauchen hier und die Freiwilligen suchen sich aus, was sie noch leisten können", erklärt Vater Isaac Benuyenah.

Johannes ist also den Bau eines Basketballfeldes angegangen. Der Bauplatz, den ich beim Gang über das Gelände gesehen habe, zeugt davon. Der Untergrund ist geebnet, jetzt kommt der Boden aus Zement, das Loch, in

das der Pfahl für den Korb soll, ist auch schon ausgehoben. Die Vorgänger von Johannes etwa haben die Wasserleitung vom Dorf zur Schule gelegt oder die Stromkabel gezogen. Manche haben den Bau von einfachen Schulbänken organisiert oder Regale für die Unterrichtsmaterialien.

Wie er seinen Aufenthalt und seinen Einsatz als Freiwilliger bewertet, kann Johannes nicht eindeutig beantworten. Dass er zumindest einen kleinen Einfluss ausüben kann, glaubt er schon. Und als Lehrer muss er sich nicht wirklich versuchen. „Auf jeden Fall habe ich das Gefühl, dass etwas Dauerhaftes und Praktisches von mir bleibt", sagt er und schaut auf den Bauplatz. Vor allem aber habe er viel über sich gelernt. „Ich hatte natürlich diese Stereotype über Afrika im Kopf", sagt er. Während seines Aufenthaltes habe sich aber die Erkenntnis eingestellt, dass so etwas immer gefährlich ist.

Auch, was seine Unterkunft und Betreuung angeht, will Johannes sich nicht beschweren. Er hat ein Zimmer im Haus von Vater Benuyenah, wird von dessen Angestellten in Küche und Haus rundum versorgt. Und wenn er mal was anderes sehen möchte, fährt er mit dem Rad oder Taxi-Moped in die nahe Stadt. Auch zu den anderen Freiwilligen in Wusuta, wo Vater Isaac Benuyenah eine zweite Schule betreibt, hat er regelmäßig Kontakt. Der Vater sorgt dafür, im Zweifel fährt er extra. Wie an dem Tag, als ich zu Besuch war. Nach dem Essen machen wir uns in einem klapprigen Toyota auf den Weg. Die Sitze durchgesessen, Armaturen kaputt, der Staub des Harmattan – in der Trockenzeit liegt über Westafrika eine dichte Staubwolke, die vom trockenen Wind aus der Sahara hergetragen wird – ist hereingedrungen und die Stoßdämpfer geben jedes Schlagloch an die Achsen weiter. Geld für ein neues Auto oder ein besseres Haus gibt Vater Isaac jedenfalls nicht aus.

Auf der Fahrt frage ich Vater Benuyenah, wie er die Entwicklung Ghanas sieht, welchen Beitrag er in der Entwicklungshilfe leisten kann. „Es geht darum, eine Änderung in der Mentalität herbeizuführen. Selbstbewusstsein stärken, Interesse für die Umwelt wecken, eine Vorstellung für die Notwendigkeit und die Voraussetzungen von Entwicklung schaffen." Wie er das mache? „Ich kann nur reden, immer und immer wieder in meinen Predigten und wenn ich meine Gemeinde besuche." Lange Zeit werde das in Anspruch nehmen, aber er ist sicher, dass es am Ende Erfolg haben werde.

In Wusuta leben die Eltern von Isaac Benuyenah. Sie haben ein großes Haus, ein Teil ist abgetrennt und kann vermietet werden. Dort hat der Vater seine anderen Freiwilligen untergebracht. Wenn er sich nicht selbst kümmern kann, vertraut er sie seinen Eltern an.

Die Schule, die ich nun zu sehen bekomme, ist deutlich größer als das Projekt in Fodome. Rund 200 Schüler kommen aus der ganzen Umgebung, 15 Lehrer unterrichten hier. Auch Dominik fühlt sich wohl. Er habe viel

Kontakt zu Leuten aus der Stadt und Vater Isaac bemühe sich, die Freiwilligen mindestens einmal pro Woche zusammenzubringen. Eines ist ihm allerdings schnell klar gewesen: „Wir versuchen unser Bestes zu geben, ohne aber die besten Helfer zu sein."

Helfen zu wollen und zu merken, dass man keine Ausbildung dafür hat, ist etwas, das jeder Freiwillige, mit dem ich gesprochen habe, gemerkt hat. Auch, dass sie manchmal nicht wirklich gewollt sind, oder dass zumindest das mitgebrachte Projektgeld der eigentliche Grund ihrer Anwesenheit ist, ist etwas, das ich häufig zu hören bekommen habe.

### 5.3 Barrie oder der Chief

Nach Wusuta und Fodome hat mich mein Weg nach Keta geführt. Ich möchte Siva Vordzorgbe treffen, den Gründer und Leiter von „The Young Shall Grow International" (TYSGI). Die Geschichte über seine Organisation und das Engagement der Remscheiderin Erika Goyert-Johan waren es schließlich, die mich nach Ghana geführt haben. Also will ich ihn auch besuchen. Die Ankündigung meines Besuches hat auch er freudig aufgenommen und ein umfangreiches Programm geschnürt. Ich hatte nur einen Nachmittag eingeplant, aber schnell wird mir klar, dass ich wiederkehren werde. Leider bleibt an meinem ersten Nachmittag nur Zeit für eine kurze Rundfahrt und ein paar einleitende Gespräche. Und ich lerne im Gästehaus der Organisation den Engländer Barrie Saxby kennen.

Barrie Saxby kommt seit sechs Jahren nach Keta. Er zahlt pro Monat rund 800 Euro an „The Young Shall Grow International", um Krankenhäuser zu streichen, eine Schule mit einem Dach einzudecken und jetzt eine neue Unterkunft für weitere Volunteers zu bauen. Etwa 200 werden im kommenden Jahr erwartet. Und auch das Siva Vordzorgbe und ich von einem Fahrer in einer Mercedes-C-Klasse durch den Ort gefahren werden, scheint den Rentner aus England nicht zu stören. Er kennt die Organisation und die Projekte seit Jahren. Barrie hat im Laufe der Zeit gemauert und unterrichtet. Er hat Kindern beim Fußball geholfen und Wochen in einer kleinen Hütte auf einer Mangroveninsel zugebracht, um in einem kleinen Ort zu tun, worum man ihn gerade bat. Nie weiß er vorher, was auf ihn zukommt. „Ich komme, weil ich das Geld und die Zeit habe", sagt er.

Das mit der C-Klasse ist übrigens eine geistige Falle gewesen, in die ich mich selbst geschickt hatte, wie ich später erkennen musste. Nach meinem Gespräch mit Günther habe ich nämlich förmlich nach den Kritikpunkten – Geld, das abgezweigt wird, Geltungsbedürfnis und schlechter Betreuung – gesucht. Bei meinem ersten Besuch in Keta schien es sich zu bestätigen. Siva

erzählte mir viel über Freiwillige, die in eigens für sie gebauten Gästehäusern wohnen, mit denen er regelmäßig Ausflüge im halben Land unternimmt oder für die er Trommelunterricht organisiert. Er führt mich durch den Ort und redet von den Freiwilligen, die ihn besuchen. Darunter seien nicht nur Abiturienten. Auch Medizinstudenten, die einen Teil ihres praktischen Jahres im Krankenhaus arbeiten, sind darunter (den Stempel zur Bestätigung besorgt Siva beim Ministerium), Schüler eines technischen Berufskollegs oder Erwachsene, die einen Teil ihres Sabbat-Jahres dort verbringen. All das weiß ich noch nicht, als ich Siva zum ersten Mal treffe. Ein großer Mann ist er, strahlendes Lachen, starke Präsenz. Bei ihm bin ich mir nicht sicher, ob er nicht vielleicht auch eher nach sozialem Prestige sucht.

Nach wenigen Stunden, in denen er mir auch das dänische Fort Prinzenstein zeigt und über die Region und das Leben in und an der Lagune spricht, ist klar: Ich muss wiederkommen. Ein kurzes Gespräch und drei Fotos genügen an einem Ort wie Keta nicht.

Nach meiner Rückkehr nach Accra habe ich mich also noch einmal auf den Weg nach Keta gemacht, diesmal wollte ich dort übernachten. Nach einer stundenlangen Fahrt nach Aflao an der togolesischen Grenze und von dort weiter nach Keta heißen mich Siva und sein Assistent Dennis Willkommen. Zum Abendbrot gibt es Fisch und Reis mit Pepper und wir unterhalten uns lange über Ghana und die Notwendigkeit der Entwicklungshilfe. Siva hat sich von ganz unten aus den Straßengräben von Keta hochgearbeitet. Die Mutter war früh gestorben, sein Vater hat sich kaum gekümmert, er selber zeitweilig auf der Straße gelebt. Als er Ende zwanzig war und mit Job und Wohnung gut dastand, hat er „The Young Shall Grow International“ gegründet. Er habe etwas von seinem Glück zurückgeben wollen, erklärt er. Was das auch heißt, sehe ich wenige Minuten später. Ein älterer Mann kommt, in Begleitung zweier anderer vor die Veranda. Traditionell in eine gewebte Robe ist er gekleidet, aber er wirkt etwas linkisch auf mich, als wisse er nicht, wem er auf der Veranda alles die Hand schütteln muss. Dennis besorgt derweil vier Stühle, einen stellt er alleine auf, die drei anderen gegenüber. Siva nimmt auf dem einzelnen Platz, der ältere Herr davor, flankiert von seinen Begleitern. Kurz und leise ist das Gespräch. Meistens redet der Mann, Siva hört zu, zum Schluss gibt er eine ausführliche Antwort. Das Schauspiel ist vorbei.

Danach kommt ein junger Mann. Irgendwie verwirrt scheint er. Seine ordentlichen Kleider wirken fehl am Platz. Er lungert vor der Veranda herum, führt Selbstgespräche. Schließlich bekommt er einen Teller mit Essen. Er wohne in einer Hütte gleich hinter dem Haus, sei geistig zurückgeblieben, die Eltern haben ihn deshalb verstoßen, erklärt mir Dennis. Jetzt kümmert sich Siva um ihn, manchmal helfen die Nachbarn.

Siva ist der Chief der Nachbarschaft. Das erklärt mir Dennis, als am nächsten Morgen ein etwa 17-jähriger Junge auftaucht. Wieder hört Siva zu, dann gibt er Rat. Der Vater des Jungen trinkt, zahlt kein Schulgeld mehr. Der Junge möchte wissen, wie er damit umgehen soll. Den Vater öffentlich darauf ansprechen? Bloßstellen? Den Lehrern Bescheid sagen? Siva nennt ihm zwei erwachsene Männer des Dorfes, sie werden den Vater des Jungen auf die Seite nehmen. „Chief" ist ein Amt, das die Gemeinschaft einem zuweist, lerne ich. Es ist nicht vererbbar, man kann nicht kandidieren. Es stellt sich ein, manchmal kommen die Alten eines Dorfes und fragen den Kandidaten. Es ist ein sozialer Dienst, der neben der staatlichen Verwaltung existiert. Kein Bürgermeister kann Neuerungen durchsetzen, ohne mit dem Paramount-Chief gesprochen zu haben. Dieser ist der oberste Chief einer Stadt, darunter stehen Chiefs wie Siva, die sich um ein Viertel oder die Nachbarschaft kümmern. In dieser Eigenschaft betreut Siva auch seine Projekte.

An diesem Tag erlebe ich viel. Wir fahren über die schmale Landzunge auf der Keta liegt zur Anlegestelle eines Bootes, das uns über die Lagune auf die Mangroveninsel in der Lagune bringen soll. Der Mercedes, in dem wir wieder fahren, ist übrigens von Dennis. Er hat nach dem Studium in Accra für eine Internationale Organisation gearbeitet und gutes Geld verdient. In einer Bar haben sich die beiden kennengelernt. Und weil Siva jemanden braucht, der den Überblick über die Projekte behält und dem er das Geschehen anvertrauen kann, wenn er im Land oder in Europa unterwegs ist, fragte er Dennis, ob er wechseln wolle. Der wollte. Warum? „Entwicklungsarbeit ist wichtig für unser Land, ich mache es gerne und das Leben hier gefällt mir besser als in Accra." Aha, Entwicklung. Was denn Entwicklung sei, will ich wissen. „Entwicklung ist die Möglichkeit, aus Fähigkeiten Geld zu machen. Wir haben so viel gut ausgebildete junge Leute in Ghana, aber niemand weiß, was er mit seiner Ausbildung oder dem Uni-Abschluss machen soll. Und nur wenn wir anfangen, unsere Möglichkeiten zu Geld zu machen, kann der Lebensstandard im Land steigen." Ich hatte Siva und Dennis bei meinem ersten Besuch unrecht getan.

Auf der Mangroveninsel im Delta beginne ich, mehr über Siva zu verstehen. Wir sind keine 20 Minuten auf der Insel unterwegs, als uns die ersten Kinder über den Weg laufen. Sofort hängen sie sich an den 45-jährigen Mann, als sei der große Bruder nach langer Zeit einmal wieder zu Hause. Am Ende unseres Besuches wird Siva umringt sein von einem Dutzend Kinder. In Begleitung von Barrie wandern wir in Richtung Dorf. Als wir an einem großen Rohbau vorbeikommen, bleibt Barrie stehen und zieht ein dickes Bündel Geldscheine aus der Tasche. Deshalb ist der Engländer überhaupt hergekommen: Er überreicht Siva eine dicke Spende. Für die Geburtssta-

tion, die im Hintergrund als Rohbau steht. Siva erklärt mir die Notwendigkeit: Auf der Insel leben rund 5.000 Menschen, bei Schwangerschaften müssen die Frauen bisher zum Bootsanleger und hoffen, dass sie hinüberkommen, dann zu Fuß mehrere Kilometer laufen, bis sie an der Straße ein Taxi ins Krankenhaus finden. Mit dem Geld will Siva eine Solaranlage auf dem Dach installieren, die Kabel und Batterien sind schon vorhanden.

Weiter geht es über die Insel. Wir kommen ins Dorf, die Kinder an Sivas Händen werden mehr. Er zeigt mir die Hütten und die Mühle, in der ein alter Einzylinder-Diesel ein Mahlwerk antreibt. Er zeigt mir die Schule, die seine Organisation gebaut hat und in der Barrie anfangs unterrichtete. Und er stellt mir die Kinder vor, für die TYSGI das Schulgeld bezahlt. Dafür sind die 800 Euro, die ein Monat in Keta den Freiwilligen kostet. Neben Unterkunft und Essen, Ausflügen und Musikunterricht bezahlt Siva davon Schulgelder und Pflegefamilien für behinderte Kinder, die von ihren Eltern verlassen wurden.

Den ganzen Mittag laufen wir über die Insel. Selten bin ich den Menschen in Ghana so nahe gekommen wie hier. Die Städte sind etwas ganz anderes, hier im Voltadelta findet man das Dritte-Welt-Land aus den alten Erdkundebüchern. Hier braucht es keine Wertschöpfungsketten. Schulen, Krankenversorgung, Strom stehen an erster Stelle.

### 5.4 Franziska oder ihr Land, ihre Regeln

„Zwischen vielen Hilfsorganisationen mit dubiosen oder offen kommerziellen Hintergründen war mein Einsatz bei TYSGI wirklich nützlich, weil ich meine Ausbildung anwenden konnte“, sagt Franziska. Die 23-jährige habe ich tatsächlich erst nach meiner Reise durch Ghana in Wuppertal getroffen. Siva ist kurz nach unserem Treffen in Keta nach Deutschland geflogen, seine Freundin Erika besuchen, und um Vorträge in der Schweiz und in Deutschland an Schulen und in Unternehmen über TYSGI und die Arbeit und Aufgaben in Ghana zu halten. Tatsächlich ist sie neben Erika die einzige Freiwillige, die ich getroffen habe, die einen professionellen Hintergrund ihrer Tätigkeit hatte. Erika Goyert-Johann war eine ihrer Ausbilderinnen an der Hebammen-Schule. Sie vermittelte und eröffnete die Möglichkeit einen Teil der praktischen Ausbildung und Anerkennungszeit in dem Hilfsprojekt an der ghanaischen Küste zu machen.

Für mehrere Wochen war sie zusammen mit einer Kollegin bei Siva im Gästehaus untergebracht und arbeitete in der medizinischen Station von Anloga. „Ich habe dort mindestens so viel gelernt, wie ich beibringen konnte“, sagt sie. Vor allem hat sie gelernt, was Entwicklungshilfe tatsächlich bedeu-

tet. Staatliche Krankenversicherung für Schwangere sei in Ghana obligatorisch, regelmäßige Vorsorgeuntersuchungen, Schwangerschaftsbegleitung, Geburtsvorbereitung, alles ähnlich wie in Deutschland. Die Ausstattung der Krankenstation mache den Unterschied. Weniger Material, unregelmäßig Licht und Wasser. Und dann hatten sie als Hebammen hin und wieder medizinischen Notfalldienst. Noch heute fällt ihr bei der Arbeit einiges auf: Schreiben Hebammen in Deutschland bei jeder Untersuchung, nach jeder Beratung und über jeden Handgriff seitenlange Berichte, „sonst steht man in Deutschland schon mit einem Fuß im Gefängnis oder zahlt Schmerzensgeld", haben sich die ghanaischen Kolleginnen dort über diese Akribie mehr als nur gewundert. Zuhause hieß es dann: „Es dürfen ruhig mehr als drei Seiten sein."

Vor allem hätten ihr die ghanaischen Hebammen genau auf die Finger geguckt. „Viele glauben, dass wir im Westen natürlich alles besser könnten. Aber das ist ganz sicher nicht der Fall." Improvisieren und unter widrigen Bedingungen zu arbeiten, vor allem die medizinischen und hygienischen Standards in Deutschland schätzen habe sie gelernt, sagt Franziska. Trotzdem könnten sich deutsche Frauen im Angesicht von Schwangerschaft und Geburt bitte etwas weniger anstellen, findet sie. Aus ihrer Ausbildung nach Ghana mitbringen konnte Franziska vor allem den Umgang mit kritischen Schwangerschaftsverläufen, moderne Geburtstechniken und natürlich Regeln und Vorgaben in Sachen Hygiene.

Dankbar ist sie vor allem über die Aufnahme in Ghana durch Siva Vordzorgbe. Er habe mit ihnen regelmäßig Ausflüge gemacht, wenn sie gewollt hätten, Kulturprogramm organisiert und geholfen, sich in die Gesellschaft im Ort einzuleben. Gewöhnungsbedürftig sei das Leben in Ghana natürlich schon gewesen. Der Kulturschock habe sich auch eigentlich auf die vielen widerlegten Klischees bezogen. „Woran man sich gewöhnen muss, ist der Umgang der Ghanaer untereinander und gegenüber Fremden", erinnert sie sich. In Ghana könne eine kurze Unterhaltung an der Busstation oder an der Kasse ganz schnell ein kleiner Flirt sein. Auch Siva sei da keine Ausnahme, auch wenn er natürlich genau die Grenzen und Regeln dieses Umgangs kenne: Nie sei er bei Ausflügen auf die Idee gekommen, bei den jungen Frauen im Hotel zu übernachten. Wahrscheinlich auch, weil Siva als Chief des Ortes genau auf die Regeln und Grenzen des Anstandes zu achten habe.

Gleichzeitig sei ihre jüngere Kollegin von diesen Verhältnissen in Ghana überfordert gewesen. Kurz nach ihrer Ankunft dort hatte sie einen Freund und wurde schwanger. Etwas, was nicht wenigen Freiwilligen passiert, wie ich auch bei anderen Gelegenheiten hören sollte. Die junge Freiwillige verlor das Kind, ob bei einem missglückten Schwangerschaftsabbruch mochte sie nicht sagen. Die Angelegenheit sei jedoch ziemlich kritisch gewesen. Siva

habe sie noch mitten in der Nacht nach Accra ins Krankenhaus gefahren und sich sorgsam gekümmert. Ins Gästehaus zurückkommen durfte die junge Freiwillige nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus aber nicht. „Die Ghanaer sehen einiges im Leben ziemlich locker, aber hier war die Grenze."

### 5.5 Kingsley oder warum sollte ich dir etwas erzählen?

Einen Abend, ein Gespräch, wie ich es nie zuvor als Journalist erlebt habe, bietet mir Kingsley Addy. Ich war gerade aus Ho zurückgekehrt und damit beschäftigt, Notizen zu sammeln und meine nächste Tour in die Central-Region vorzubereiten. Matthias hatte mir schon am ersten Abend in Accra von einer lokalen NGO berichtet, die der Bruder eines Bekannten betreibe. Dieser lebt in Kumasi und Matthias hatte mich mit ihm in Kontakt gebracht. So kam ich an die Nummer von Kingsley in Accra, mit dem ich über seine NGO und den Einsatz von Freiwilligen reden wollte. Wie auch nicht? Man ist es als Journalist ja gewöhnt, dass Menschen mit einem reden wollen, ihre Informationen nur zu gerne mit ihrem Namen in der Zeitung sehen. Wenn nicht, ist meistens etwas faul.

Nicht so bei Kingsley. Wir sitzen noch kaum eine Minute, da möchte er wissen, was ich von ihm will. Informationen über seine NGO, den Einsatz von Freiwilligen, sage ich und erwarte jetzt einen Wasserfall an Information. Stattdessen: „Ich habe das verstanden. Aber warum?" Es sei ein Rechercheprojekt für eine Stiftung, die Nachwuchsjournalisten für Rechercheprojekte in Entwicklungsländern unterstütze. „Aha", antwortet Kingsley, „warum soll ich dir irgendwelche Informationen geben?" Ob ich gedenke dafür zu bezahlen. Ob ich es gerecht fände, dass er mir umsonst Informationen gibt, die ich in Artikel und Geld verwandele. Ob ich darüber nachgedacht habe, dass er nicht wisse, was ich mit den Informationen mache, ob das nicht negativ für seine Arbeit werden könne. Ich sage, dass wir uns einfach vertrauen müssten, ich müsse ja auch darauf setzen, dass er mir die Wahrheit sagt. „Vertrauen", sagt Kingsley, „ist doch wohl ein großes Wort, wir kennen uns erst ein paar Minuten." Ich will gehen, ärgere mich. Fühle mich nicht ernst genommen und in meinem Selbstverständnis als Journalist gekränkt. Ich solle nicht eingeschnappt sein, oder persönlich angegriffen, hält mich Kingsley auf meinem Platz. Er wolle nur wissen, wer ich bin, bevor wir reden. Also reden wir erst einmal. Über Journalisten und den Grund, warum wir nicht für Informationen bezahlen. Ziemlich dünn erscheinen mir meine Argumente im Rückblick. Ich erkläre genau, was ich wissen möchte. Und warum. Ich führe ein Bewerbungsgespräch für ein Interview über Entwicklungsarbeit mit einem Afrikaner. In seinem Land. Nicht ganz zu Un-

recht, wie ich heute zugeben muss. Irgendwann sagt Kingsley: „Ok, now you are on the dance floor, take your chance“, und lehnt sich lächelnd zurück. Wir bestellen erst einmal Essen.

Dann klärt er mich über Freiwillige und die NGOs auf, die sie einsetzen. Was sie tun und wie man von Zuhause aus die Guten von den Geldmaschinen unterscheidet. Je detaillierter die Aufgabenbeschreibungen sind, je genauer Arbeitszeit, Ort, Gruppen und Anforderungen beschrieben sind, desto ernster könne man die Aufgaben nehmen. Je bunter und professioneller Flyer und Internetauftritte seien, desto gefährlicher sei die Organisation – wie in der Werbung: Wer dafür Geld ausgeben könne, wolle Geld verdienen. Die Freiwilligen sollten in Gastfamilien mit sozialem Anschluss untergebracht sein oder zu mehreren in einem Gästehaus der Organisation wohnen. Sprachkurse, Wochenendausflüge und Kulturprogramm zählt Kingsley auf. Wichtig sei auch die Vorbereitung und eine regelmäßige Evaluierung und Personalgespräche. Und die Zertifizierungen seien ein guter Hinweis. Denn nicht nur die deutschen Behörden registrierten und zertifizierten die NGOs, auch der ghanaische Staat möchte wissen, wer auf seinem Gebiet wie aktiv ist.

Ich spreche ihn auf Weltwärts an und Kingsley winkt ab. Habe er noch nicht mit zusammengearbeitet, wolle er auch nicht. Wenn ich kritisch nachfragte, dann könne ich mir aus denselben Gründen auch Weltwärts ansehen: Nicht nur in den Empfängerländern säßen schwarze Schafe. Rund um das Programm hätten sich Organisationen und Dienstleister geschart, die alle ihren Teil vom Kuchen abhaben wollten: Magazine und Publikationen, Zertifizierungsgesellschaften, die aus dem Programm bezahlt werden, um Empfängerorganisationen einzuschätzen, Seminaranbieter, die Vorbereitungskurse veranstalten. Auch in Deutschland wird gut verdient an den Freiwilligen.

Auch auf die Freiwilligen kommt Kingsley zu sprechen. Nicht selten resultiere das negative Urteil aus den enttäuschten Erwartungen der Freiwilligen. Viele kämen nach Ghana nicht nur mit hehren Ansprüchen an sich selbst, sondern auch an ihre Einsatzmöglichkeiten. Und nicht selten hätten sie beides überschätzt. Auch das Arbeiten in Ghana anders aussähe als in Deutschland hätten viele nicht bedacht. Geregelte 8,5 Stundentage mit gesetzlichen Pausen gäbe es nicht. Entscheidungen und Arbeiten gehen einfach langsamer. Manche Freiwillige seien deswegen schnell frustriert. Und manche kämen auch einfach nicht mit der Lebensweise klar. Zu weit weg von zu Hause wären manche Freiwillige verunsichert.

Wir reden über Freiwillige, GIZ, Entwicklungshilfe und Ministerien. Irgendwann kommt es mir seltsam vor. Kingsley spricht deutsche Wörter fast akzentfrei. „Kannst du deutsch?“, frage ich. „Natürlich, ich habe mehr zeit meines Lebens in Deutschland als in Ghana verbracht“, antwortet er. Mit 14

war er mit seiner Familie nach Berlin gekommen, hat dort Abitur gemacht. Danach hat er Agraringenieurwesen studiert und lange Jahre bei Siemens als Wissenstransfer-Manager gearbeitet. Er half, Erfahrungen aus Jahren der Arbeitstätigkeit einzelner Mitarbeiter im Konzern zu speichern und für andere zugänglich zu machen. Wenn jemand das Unternehmen verlässt, soll nicht auch sein Erfahrungsschatz verschwinden.

Das macht er jetzt auch mit seiner Organisation ARA – Agricultural and Rural Development Association. Entwicklungsprojekte auf dem Land: Solar-Elektrifizierung und Öfen mit Sonnenwärme, Anbaumethoden und Projekte für Jugendliche bieten er und seine elf Mitstreiter in der Central-Region an. Umweltschutz und nachhaltiger Ackerbau stehen im Fokus. Dazu möchten sie die Landflucht Jugendlicher verringern, ihnen die Anbaumethoden ihrer Großeltern näher bringen. Für diese Bemühungen wurde ARA 2005 und 2006 mit dem „Best Environmental NGO Award Ghana“ ausgezeichnet.

Kingsley hat ARA Mitte der 90er Jahre gegründet. Den Weg zurück nach Ghana fand er erst später. Regelmäßig war er natürlich in den Ferien dort und irgendwann haben ihn ARA und das Land nicht zurück nach Deutschland gelassen. Jedes der Mitglieder von ARA hat einen eigenen Job, Kingsley ist Kongress- und Veranstaltungsmanager. In der NGO sind sie selber Freiwillige.

Nach drei Stunden brechen wir auf. Natürlich bezahle ich das Essen.

Dieser Abend hat mich auf meiner weiteren Reise begleitet. Nicht nur, dass ich mich erstmals seit langer Zeit als Journalist wieder hinterfragt habe, mich rechtfertigen musste für Neugierde und den Anspruch auf Information. Auch mein Blick auf die Freiwilligenprojekte sollte ab jetzt ein anderer sein. Dass bei den Entsende- und den Empfängerorganisationen wenig Gold ist, was glänzt, war mir auf meiner bisherigen Reise und nach allem, was ich von verschiedenen Seiten gehört hatte, klar. Die Freiwilligen interessierten mich nun aber mehr.

Und eine weitere Frage ist hinzugekommen: Im Gespräch mit Kingsley ging es immer wieder um die Wirkungsmöglichkeiten Freiwilliger in der Entwicklungszusammenarbeit. Um das zu beantworten, laute die eigentliche Frage: „Was ist Entwicklung?“

### 5.6 Miriam oder von Betreuern und ihren Freiwilligen

Aus dem flachen Gebäude auf einem der Hügel in Cape Coast dringt unbändiger Lärm, drei kleine Jungs, etwa 4 Jahre alt, kommen um die Ecke geflitzt, als ich mit Naomi Neequaye, einer Mentorin der GIZ-Freiwilligen,

auf die kleine Schule zugehe. Hier leistet Miriam ihren Freiwilligendienst. Auch von ihr möchte ich erfahren, wie sie ihre Arbeit und ihre Erfahrungen einschätzt. Zunächst einmal muss ich jedoch bei der Schulleiterin im Büro vorbei. Naomi stellt mich vor, viel scheint der kräftigen, aufwendig geschminkten Frau jedoch nicht an einem Gespräch mit mir gelegen zu sein. Kurz angebunden, den Kopf stolz erhoben, sitzt sie hinter ihrem Schreibtisch und hält Hof. Nach kurzem Small Talk kommt Miriam um die Ecke, an jeder Hand einen der kleinen Ausreißer und nimmt mich mit in ihren „Klassenraum". Rund 25 Kinder bis drei Jahre tummeln sich dort.

Die 19-Jährige ist mit einer Kollegin alleine für die „Nursery", die U-3-Gruppe, zuständig. Über 200 andere Kinder bis 14, vielleicht 15 Jahre rufen im Rest des Gebäudes durcheinander. „Das sind die Klassenzimmer", sagt Miriam, als sie mich unter dem Dach hindurchführt. Brusthohe Mauern teilen die einzelnen Altersgruppen voneinander ab, manche Betreuer versuchen so etwas wie Unterricht mit den älteren Schülern zu machen, die jüngeren Kindergartenkinder und Grundschüler werden irgendwie zusammengehalten. Manche Betreuer schlafen.

„So ist das hier", sagt Miriam mit einem ironischen Lächeln, über zu wenig Arbeit wie ich es anderswo oft gehört habe, kann sie sich kaum beschweren. „Eigentlich kann ich nachmittags zwischen zwei und drei gehen, aber wenn ich das versuche, gibt das nur Ärger", sagt sie. Gegen acht fängt sie an, sollte sie vor 17 Uhr gehen, bliebe die Kollegin alleine mit den fast 30 Kindern.

Aufnahmestopp? Miriam lacht. „Dann würde sich die Direktorin Geld entgehen lassen." Rund ein Monatsgehalt, etwa 50 Cedi (circa 20 Euro), zahlen Eltern hier im Monat. Dazu kommen ab und an Sonderzahlungen zur Renovierung oder für Strom und Wasser, wenn mal wieder nichts da ist. Zum Schuljahresanfang bringt jedes Kind etwas mit: Feuerholz, Klopapier, Kreide, Schwämme... Ob ihre Arbeit hier Sinn mache, will ich wissen. Miriam zuckt mit den Schultern. Sie mag die Kleinen, versucht, die Schläge, die überforderte Betreuer verteilen, zu verhindern und glaubt, dass sie zumindest die Belastung für ihre Kollegin verringert, denn wenn sie weg ist, wird niemand anders eingestellt. Selten habe ich bei den Recherchen die Kritikpunkte des Einsatzes von Freiwilligen so schonungslos offen gelegt gefunden.

Wirklich interessant an Miriam ist allerdings ihr Verhältnis zu Naomi, an dem sich die Problematik der Betreuung und der enttäuschten Erwartungen mancher Freiwilligen zeigt. Unzufrieden mit ihrer Unterkunft will Miriam eine neue haben und geht mit mir und Naomi zu ihrer, hoffentlich, neuen Wohnung. Naomi kann es augenscheinlich nicht glauben. Ein Wohnheim für Senior-Highschool-Studenten. Miriam will ihr Zimmer bei einer Gastfamilie verlassen, um in einem einfachen Zimmer zu wohnen. Gut, der Spre-

cher des Wohnheimes sichert zu, sie habe eine eigene Küche und ein eigenes Bad. Naomi jedenfalls schüttelt nur den Kopf.

Ihre Sicht auf die Freiwilligen ist eine ganz eigene. „Diejenigen, die in der Stadt leben, machen am meisten Probleme. Sie wollen die Wohnungen tauschen, in neue Projekte oder haben Probleme im Umgang mit den Menschen hier", sagt sie. „Vielleicht liegt das daran, dass die Freiwilligen in den Dörfern auf dem Land wissen, dass sie im besten Zimmer des Ortes leben." In den Städten glauben die jungen Erwachsenen, sie hätten Optionen, vermutet sie. Nachdem Miriam zurück in der Schule ist, fragt mich Naomi, ob ich mit zur derzeitigen Gastfamilie will. Wir fahren mit einem Taxi in die Außenbezirke von Cape Coast. Die Gegend ist ruhig, die Häuser groß und chic. Hohe Mauern drum herum, große Autos in den Einfahrten. Das sind die wirklich guten Viertel in Ghana. Geschützte Compounds, bewohnt von Großfamilien. Miriams Vorgängerin hatte sich hier sehr wohl gefühlt, mit der Familie viel unternommen. Noch heute sind sie in Kontakt.

Miriam hingegen fühlt sich bewacht. Sie müsse jeden Abend um Zehn Zuhause sein, danach sei die Tür zu. Die hygienischen Zustände gefallen ihr nicht, eine Typhuserkrankung führt sie darauf zurück, dass der Kühlschrank wie so oft in Ghana, ein Eisschrank ist, der alle sechs Stunden ein- und wieder ausgeschaltet wird. Und sie fühlt sich von ihrer Gastfamilie geschnitten. Von der Beerdigung eines Familienmitgliedes habe man ihr nichts gesagt, eingeladen worden sei sie auch nicht.

Es sind solche Sachen, die es Naomi Neequaye schwer machen, mit den Freiwilligen zusammenzuarbeiten. Deren Ansprüche sind für die junge Ghanaerin oftmals schwer verständlich. Dabei kennt die 22-jährige Studentin die Arbeit in einer NGO. Vor einigen Jahren hat sie bei Kingsley Addy bei ARA angefangen. Danach ist sie zur GIZ gegangen und betreut mit Wolfram Engelhard die Freiwilligen im ganzen Land. Beim Mittagessen erzählt sie:

Sie hatte eine Freiwillige, die sei beim Erreichen ihres Projektes in Tränen ausgebrochen. Mehrere Monate habe sie durchgehalten, zum Schluss bei Naomis Mutter gewohnt, damit sich jemand um sie kümmert. Sie habe irgendwann erzählt, dass es die Idee ihres Vaters gewesen sei, nach Ghana zu kommen, um zu lernen auf eigenen Füßen zu stehen. Irgendwann hat sie doch abgebrochen. Anderen gefällt ihr Projekt nicht, oder sie kommen mit der ghanaischen Lebensweise nicht klar. Und zwei seien auch schwanger zurückgereist.

### 5.7 Cape Coast oder Der Hotspot für Backpacker und Freiwillige

Cape Coast ist ein Anziehungspunkt für Backpacker und Freiwillige, meistens beides gleichzeitig. Die Stadt mit ihrem berühmten und gut erhaltenen Sklavenfort liegt im Westen Accras in der Central Region. Und tatsächlich gibt es hier einige Gelegenheiten, mit vielen verschiedenen Freiwilligen zu reden. In der Central-Region gibt es 700-800 NGOs, viele von ihnen arbeiten mit Freiwilligen und an den Wochenenden trifft man sie in den Hostels und Bars der Stadt. Niederländer, Engländer, Skandinavier und Amerikaner habe ich neben den Deutschen getroffen. Viele erzählen bekannte Geschichten von wenig Arbeit, mehr oder weniger schlechten Unterkünften und auch von Zweifeln am Sinn ihres Wirkens: Denn schon nach wenigen Tagen lernen sie ihre Möglichkeiten und Fähigkeiten realistisch einzuschätzen. Also sagen sie: „Es ist Okay. Ich mache meinen Job im Projekt und vielleicht bleibt ja etwas von mir zurück." Ansonsten genießen sie die Zeit im Land, reisen, lernen Leute kennen, haben Spaß.

Und wenn man lange genug zuhört, kommen die Einschränkungen. Stromausfälle, wenig Wasser, das Essen, der Anschluss in den Gastfamilien. Irgendwo in den Beschwerden versteckt ist nicht selten die Frustration darüber zu hören, dass es doch nicht so ist wie Zuhause. Zum Abenteuer gehören die Unannehmlichkeiten. Manche regen sich mehrere Tage über die Verbindungsschwierigkeiten von Skype auf, obwohl 50 Minuten Handygespräch nach Deutschland zwei Euro kosten. Andere kommentieren das allmorgendliche Gehupe der Taxifahrer auf dem Weg zur Arbeit mit „Ich bin seit vier Monaten hier, langsam sollten die gelernt haben, dass ich nicht Taxi fahre". Eine junge Berlinerin beschwert sich, dass sie von ghanaischen Männern angesprochen wird, wenn sie morgens auf dem Campus der Cape Coast University joggen geht. Und das wo doch Ghanaer sowieso schon jeden ansprechen, dem sie auf der Straße über den Weg laufen. Bei manchen Gesprächen frage ich mich noch nachträglich: „Was tust du hier?"

### 5.8 Maren und Rosa oder eine Stunde Volleyball pro Woche muss reichen

Als ich durch das Gittertor der Junior-Highschool etwas außerhalb von Mankessim trete, ist das Erste, das mir auffällt der Hausmeister, der den neuen Geländewagen neben dem Bürogebäude putzt. Der Torwächter, der sich misstrauisch aus seinem Häuschen neben dem Tor bewegt, weist mir den Weg in das Büro des Direktors. Der Mann, der dort sitzt, diktiert einer Schreibkraft gerade einen Brief in den Laptop. Zur Führung über das Ge-

lände bestellt er neben den beiden Freiwilligen Maren und Rosa auch eine Lehrerin ein. Es ist häufig das Gleiche, ich bekomme ordentliche Klassenräume und Kinder in Schuluniformen zu sehen. Die Räume sind nicht reich, aber vollständig ausgestattet und auf dem Schulhof gibt es zwei Fußballtore. Die Jungen jagen dem Ball nach, Mädchen spielen Fadenspiele und Seilspringen.

Ihre Geschichten erzählen die beiden jungen Frauen im Anschluss in der kleinen Schulbibliothek. „Das ist eigentlich der Ort, an dem wir die meiste Zeit verbringen", sagen sie und sehen sich in dem niedrigen spärlich beleuchteten Raum um. Etwa eine Stunde pro Tag hätten sie zu tun, zweimal pro Woche bieten sie eine Volleyball-AG an. Ansonsten sortieren sie Bücher und führen die Ausleihlisten. Trotzdem müssen sie täglich von acht bis 15 Uhr da sein. Was sie denn eigentlich in dieses Projekt geführt hätte, will ich wissen. Sie gucken sich kurz an und lachen laut. „Das Projekt, in das wir eigentlich wollten, gibt es nicht mehr." Es gab es auch nicht mehr, als sie vor sechs Monaten ankamen – die Oberschule in der sie Kunst und Mathematik unterrichten sollten, hatte den Betrieb eingestellt. Der Schulleiter hatte vor anderthalb Jahren aufgehört Schüler aufzunehmen. „Wegen Burn-out hat er den Dienst quittiert." Als sie ankamen, gab es ein Schulgebäude, Lehrer, Unterrichtsmaterial – nur eben keine Schüler. „Zuerst haben wir drei Monate versucht, das Projekt wieder anzukurbeln", sagen sie. Sie warben bei den europäischen Spendern weiteres Geld ein, suchten eine neue Direktorin, renovierten einige Klassenräume und warben mit Anzeigen in Zeitungen und Radiosendungen um Schüler. Es fanden sich keine, „wohl auch, weil das Schuljahr schon begonnen hatte." Sie können sich immerhin sagen, sie hätten sich an einem Aufbauprojekt versucht. Hätte es geklappt, wäre ihr Dienst sicherlich der Grundidee am nächsten gekommen.

Nach drei Monaten meldeten sie sich bei ihren Betreuern und baten um ein neues Projekt. Die reagierten, aber ungehalten und langsam. Die Mädchen verdrehen die Augen, sie gehören zu denen, die mit Naomi und Wolfgang Engelhard von der GIZ nicht klarkommen. Die seien kaum zu erreichen und die Projektsuche habe ewig gedauert. Maren und Rosa fragen sich sowieso, wieso sie in ein Projekt vermittelt werden konnten, das ausgelaufen war.

Die Schule, in der sie jetzt sitzen, war übrigens früher mal ein Projekt, das dann aus dem Freiwilligenprogramm der GIZ gestrichen wurde. Aus welchen Gründen, habe ich nicht herausfinden können. Aber der Direktor hatte mich im Gespräch gefragt, ob ich nicht ein paar Freiwilligenorganisationen für ihn wüsste. Er habe zu wenige. Was er denn von denen erwarte, frage ich ihn. „Kulturellen Austausch, Ideen für den Unterricht, neue Konzepte und Vorbilder." Das habe ich öfters gehört. Das Projektgeld der Mädchen will er

gerne haben, sagen diese. Er möchte einen Toilettentrakt bauen, hat die Kosten auf mehrere Zehntausend Cedi veranschlagt. Rosa und Maren nicken wissend. Sie können bei der Vergabe mitreden, denn sie schreiben den Antrag. Ein Umstand übrigens, der schon in mehreren Projekten zu überraschtem Ärger der Leiter und Direktoren geführt hat, weil ihnen wohl nicht klar ist, dass sie keinen Anspruch auf das Geld haben.

### 5.9 Sam oder die guten Amerikaner

Samuel Amoa-Mensa sitzt auf einem Plastikstuhl vor einem Büro-Container im Außenbezirk von Cape Coast. Der kleine stämmige Mann springt auf, als ich mit Naomi um die Ecke der Straße biege und auf sein Büro zusteuere. Er hüpft auf und ab, reibt sich die Hände und ruft sofort nach einem seiner Mitarbeiter. Der bringt schnell zwei weitere Stühle, Sonnenschirm und das obligatorische Wasser – das gute aus der Flasche, nicht das billige aus dem örtlichen Brunnen. In dem Container sitzen junge Ghanaer vor LCD-Bildschirmen, in großen grauen Computerkästen surren die Lüfter, drei Mitarbeiter drängeln sich um einen einsamen Drucker. Über der Türe steht Centre for Learning and Community Development (CLCD) in Ghana, Sam ist der Executive Director. Und er ist der lokale Reverend der amerikanischen Assemblies of God, einer Denomination der Pfingstbewegung. Naomi ist ein Mitglied seiner Gemeinde, die er seit Jahren auf ihrem Weg durch Highschool und College unterstützt hat, und die ihn nun als Mitarbeiterin der GIZ sichtlich stolz macht. Im CLCD sind Persönlichkeiten einiger ghanaischer Städte organisiert, meistens Schuldirektoren oder Geistliche, die versuchen über den Weg der Erwachsenenbildung Einfluss auf die Gesellschaftsbildung in ihren jeweiligen Städten und Dörfern zu nehmen. Nur so ist Sams Ansicht nach Entwicklung möglich. Wenn sich in Ghana nicht die Gesellschaft verändert oder in eine bestimmte Richtung als Gemeinschaft entwickle, bringe alle Entwicklungshilfe nichts. Deshalb bieten er und seine Mitstreiter zum Beispiel Internetkurse an. In der Stadt jedenfalls.

Nach einer halben Stunde des Kennenlernens sind wir für den nächsten Tag verabredet. Sam will mich nach Dwanese bringen, einen von mehreren Orten, in denen das CLCD aktiv ist. Nach zwei Stunden Fahrt im Taxi kommen wir in einem kleinen Ort irgendwo im Busch an. Die Straße ist längst eine ausgewaschene Buckelpiste geworden, niedrige Hüten stehen wild im Staub, ein paar Drähte verbinden einige Hütten und verschwinden dann in der Landschaft. Auf einem Hügel stehen zwei ordentliche Schulgebäude. Als wir zwischen diesen hindurchgewandert sind, zeigt Sam auf die dahin-

ter liegende Landschaft: „Das ist unsere Ausbildungsfarm." Denn das ist, was das CLCD auf dem Land tut: Den Menschen helfen, sich selbst zu ernähren, die Dorfgemeinschaften bei der Produktion und dem Vertrieb ihrer Erzeugnisse unterstützen. Nur eine Gemeinschaft, die sich versorgen kann, kann auch wachsen. Das Land hat Sam aus eigenen Mitteln und Spenden gekauft, und einige kleine Gebäude errichtet. Darin leben einige Familien, sie bewirtschaften den Palmwald rundherum.

Zwischen den Häusern stehen auf kleinen Feuern abgedeckte Töpfe, aus den es dampft und in denen eine dunkle, ölige Brühe blubbert. Auf langen Tischen liegen braune Kerne in der Sonne und trocknen. In einer Presse liegen Leinensäcke, aus denen Rinnsale in Schüsseln laufen. Aus Kokosschalen, Palmholz und Kakao entstehen hier Hautpflegemittel, die in Europa hohe Preise erzielen: schwarze Seife, Shae Butter und Kakao.

Dahinter liegt ein kleines Feld, an den Rändern stehen Orangenbäume, auf dem Feld stehen nicht ganz ordentlich aber erkennbar Paprika, Tomaten und anderes Gemüse. An der tiefsten Stelle des Feldes in einer Ecke steht ein Mann neben einem Erdhaufen und zieht an einem Seil, das in einem tiefen wenig mehr als Schulterbreiten Loch verschwindet. Fast 20 Meter weiter unten in dem schmalen Schacht steht in der Dunkelheit ein anderer Mann und füllt einen Eimer am Ende des Seils mit der Erde. In die Wand des zukünftigen Brunnens sind kleine Tritte und Griffe gegraben, gebrannte Lehmziegel für die Brunnenwand liegen schon daneben.

Und unter einem Palmdach mit offenen Seiten sitzen ein junger Mann und eine junge Frau mit einigen Ghanaern und übertönen das Knattern eines Ein-Zylinder-Diesels mit ihrem Lachen. Von der Welle des alten öligen Diesels geht ein ausgefranster Treibriemen zu einem massiven Mahlwerk. Mais und Korn wird gemahlen. Die Konstruktion erinnert an die Zeichnungen über die ersten industriellen Webstühle aus deutschen Geschichtsbüchern. Unwillkürlich suche ich nach einer Welle unter dem Dachfirst, die andere Geräte antreiben könnte, doch dort ist keine – vielleicht in ein paar Jahren.

Der junge Mann und die junge Frau gehören eindeutig nicht hier her. Sie scheinen wie die letzten Hippies: ausgetretene rissige Leder-Boots, Perlen in den verfilzten blonden Haaren, darunter blitzen Augen und scheinen Zähne zwischen den Lippen in sonnengebräunten Gesichtern. Leinenrock in Batik Optik trägt sie und er eine T-Shirt, irgendwas mit Nazareth steht darauf. Sie sind Amerikaner. Paula und Jordan. Studieren Agrarwissenschaften irgendwo an einem Ostküsten-College und in den Semesterferien leben und arbeiten sie auf Farmen: Kommunen in den Agrarstaaten der USA, Mittelamerika, jetzt Ghana. Drei Tage die Woche sind sie an der Uni in Cape Coast, zwei Tage hier in Dwanese. Sie helfen wo sie können, betreuen die Palm-Nursery, eine Baumschule für Palmenschösslinge, graben Brunnen oder lachen und

spielen mit den Kindern.

Ich begleite Paula, Jordan und Sam zurück zur Schule. Auf dem Weg trägt Paula eines der Kinder Huckepack und Jordan kickt mit den Jungs. Sie erzählen von ihrer Arbeit, ihrer Begeisterung von Landwirtschaft, dem Spaß und der Lebensfreude, die sie spüren, wenn sie mit Menschen wie hier leben. Ihr Idealismus ist fast Klischee: 70er, Friedenskorps, Summer of Love, zurück zur Natur.

Zum Schluss stehe ich in einer der Schulklassen in einen Türrahmen gelehnt und beobachte eine sehr irritierende Szene: Immer zu zweit und dicht gedrängt sitzen die Schüler in ihren Bänken, „Wir brauchen sie, weil wir lernen müssen“, sagt Sam und zeigt auf Paula und Jordan. Die Freunde aus Amerika seien gekommen, um ihnen zu zeigen, wie man sich von den Erzeugnissen des Bodens ernährt, Pflegeprodukte herstellt und verkauft. Es ist keine einfache Erklärung, die er abgibt. Er fordert Verständnis und Unterwerfung ein. Wie in einer Predigt wiederholt er seine Sätze, lässt sie nachsprechen wie ein neues Glaubensbekenntnis: Sie brauchten die Gäste, weil sie von ihnen lernen sollen, das Land der Vorfahren so zu bewirtschaften, das es ernährt, Profit abwirft und Produkte für den Weltmarkt erzeugt. Die Lehrer, die zwischen den Reihen umherwandern, treiben die Schüler solange an, bis aus halb garem Gemurmel ein einstimmiger Antwortchor geworden ist.

Jetzt sind Paula und Jordan an der Reihe. In einfachen Schritten versuchen sie, an die Schüler heranzukommen. Die kichern und drucksen herum. Sie fragen sich wohl immer noch, was die beiden Weißen in den kurzen Hosen, ausgelatschten Boots und Dreadlocks in den Haaren von ihnen wollen. Sie wollen Antworten auf grundlegende Fragen zur Landwirtschaft: Was braucht man zum Aussäen und Ernten? Was brauchen Pflanzen zum Wachsen? Was kann man mit der Ernte und den Pflanzenteilen machen? Vor allem: „Was ist das Wichtigste?“ Fragende Blicke. „Ihr selbst seid es.“ Vor allem wollen Paula und Jordan die Schüler davon überzeugen, dass Landwirtschaft Spaß macht. Dass sich die harte Arbeit auf dem Acker lohnt, keine Strafe oder Zwang bedeutet. Dass das Essen für die Millionen Ghanaer irgendwo produziert werden muss. Dass das ein gutes Geschäft ist. Das ist es, was Sam will, dass es die Schüler lernen. So bleiben sie vielleicht zu Hause, gehen nicht in die Stadt. Die ungläubigen Blicke und das abwertende Gekicher zeigen, dass es dahin noch ein langer Weg sein könnte. Noch träumen diese Schüler auf dem Land von Entwicklung durch Business.

### 5.10 Lara oder Namen tanzen im Busch

Das letzte Projekt, das ich besuche, versöhnt mich mit einigen Erfahrungen, die ich in Ghana rund um die Freiwilligendienste gemacht habe. Das Baobab-Haus in Cape Coast ist eine hübsche Unterkunft in direkter Nähe zum alten Sklavenfort der Stadt, direkt am Strand. Sauber, gemütlich, mit guter Küche, frisch gepressten Säften und liebevoll eingerichteten Zimmern. Und es wird ausschließlich von jungen Erwachsenen geführt! Etwa fünf bis sechs Ghanaer und vier deutsche Freiwillige arbeiten dort. Die genauen Umstände erfahre ich einige Tage später. Gloria, eine junge Dortmunderin, deren Vater Ghanaer ist und die nach dem Abi dessen Heimat kennenlernen will, klärt mich auf: Das Haus gehört zu einem Schulprojekt außerhalb von Cape Coast, in der Nähe von Kissi. Dort hat eine Deutsche eine Schule gegründet, die ich unbedingt sehen müsse, wenn ich mich für Freiwilligendienste in der Entwicklungshilfe interessiere. Denn immer nur zwei Freiwillige sind im Hostel, die anderen helfen in Kissi. Und die ghanaischen Jugendlichen sind Schüler, die in dem Gästehaus einen Teil ihrer Ausbildung absolvieren. Ausbildung?

Wer nach Kissi fährt, dem kann selbst ein kleines Kind sagen, wie man zur Schule kommt. Die runden Gebäude in verschiedenen Sand- und Ockertönen liegen zwischen Bäumen an einem flachen Hang. Wer nachmittags kommt, hört das Klappern von Werkzeug und das Surren von Nähmaschinen. Baobab ist eigentlich eine Waldorfschule, gebaut im afrikanischen Busch, Heimat für rund 8o Kinder. Die Jungen und Mädchen leben hier, haben morgens vier Stunden akademischen Unterricht, nachmittags vier Stunden praktischen. „Batiken, nähen, Kente weben, schreinern lernen die Schüler hier. Die Deutsch-Belgierin Edith de Vos hat die Schule gegründet, nachdem eine Zusammenarbeit mit einer anderen Schule schief gelaufen ist. In Baobab werden Schüler nicht geschlagen, es gibt kein Schulgeld und gerade die Kinder, die in ihren Dörfern wegen Muskeldystrophie, Kinderlähmung oder Epilepsie ausgegrenzt oder sogar als Hexen gebrandmarkt und weggesperrt werden, werden aufgenommen. Finanziell unterstützt wird das Projekt vom Gästehaus und Spenden aus Deutschland.

Auffallend ist die Stimmung auf dem Gelände. Die Häuser sind groß und sauber, überall wird geschäftig gearbeitet. Mehrere Lehrer unterrichten die akademischen Fächer, für die praktischen sind Handwerker aus der Umgebung da. Auch auf der kleinen Ausbildungsfarm greifen den Schülern ältere Bauern aus der Nachbarschaft unter die Arme, zeigen ihnen alles was sie wissen müssen, um Gemüse, Salat und Obst zu kultivieren. Aus den Blättern des Moringabaumes wird ein Pulver gemacht, das reich an Vitaminen

und Mineralstoffen ist, Shea-Butter und Black-Soap werden weiter verarbeitet und genauso im Laden verkauft, wie die Batik-Stoffe, Bambusmöbel und genähten Kleider. „Alle Kinder, die hier sind, sollen am Ende nicht nur lesen, schreiben und rechnen können, sondern auch zwei Handwerke“, erklärt mir Lara bei einem Rundgang. Die Freiwilligen hier leben in einem gemütlichen, kreisrund gebauten Gästehaus, dessen eine Hälfte offen ist und aus dem man über eine Wiese in den Wald schaut.

Hier sitzt Lara und sieht ganz zufrieden aus. Genauso wie die anderen Freiwilligen Hannah, Gloria und Julius genießt sie nicht nur den Aufenthalt in Ghana, die Zeit in Cape Coast und auf Reisen durch das Land. Vor allem ihre Aufgabe in der Schule sei toll. Sie müssen nicht unterrichten, werden aber gebraucht. Um den Laden am Laufen zu halten – immer haben sie die Augen auf, organisieren Workshops, schlichten Streit und spielen mit den Kindern. Im Laden und im Hostel tragen sie die Verantwortung für die Küche und die Zimmer, sind für die Gäste da und helfen den Schülern beim Bewältigen des Betriebs.

Ob sie ihren Freiwilligendienst sinnvoll finden? „Was für eine Frage, natürlich.“

## 6. Fazit

Sechs Wochen Ghana liegen hinter mir. Zu viel um die Erlebnisse auf 60 Seiten zu erzählen. Und zu wenig, um ein solches Land ganz kennenzulernen. Schon am Flughafen habe ich mir versprochen wieder hinzureisen, so viele der Menschen, die ich kennengelernt habe, haben mich eingeladen sie noch einmal zu besuchen. Und viele Geschichten gibt es noch zu erzählen: Die von dem deutschen Metzger in Tema, der eigentlich Tscheche ist und als Ringer bei Olympischen Spielen angetreten ist. Oder die Neoplan-Busproduktion von MAN. Oder das Vertriebssystem per Trotro von Bosch.

Und ich möchte das machen, bevor Ghana als Entdeckung des Jahres in Reisekatalogen und auf Messen auftaucht. Noch ist man in Ghana wenig auf Touristen eingestellt. Die Naturparks sind kaum beworben, der Verkehr dorthin ist nur etwas für Einheimische und Reisende mit leichtem Gepäck und lockerem Verhältnis zu Zeit. Die Reisemittel sind klapprige Trotros oder größere Reisebusse, die über Straßen mit zu vielen Schlaglöchern fahren. Die Unterkünfte sind entweder große Tagungs- und Luxushotels in den großen Städten oder kleine Gästehäuser und Lodges, die an den Unwägbarkeiten der öffentlichen Wasser- und Stromversorgung hängen. Dafür liegen sie einsam an wunderschönen Stränden – ohne das typische Sammelsurium westlicher und zunehmend asiatischer Touristen. Oder in kleinen Orten an den

bewaldeten Berghängen entlang der togolesischen Grenze, in alten Kolonialstädten mit unterschiedlichen architektonischen Spuren und Kastellen aus 350 Jahren Kolonialgeschichte. Ghana zu entdecken ist einfach und schwer zugleich. Einfach, weil man nicht lange suchen muss, zu unterschiedlich, ambivalent und lebhaft ist das Land. Schwierig, weil das, was man zu sehen bekommt, unerwartet und verstörend sein kann. In Accra gibt es Sushi und Thaiessen, es fahren dicke deutsche Geländewagen und Sportwagen durch die Straßen und in der Mall finden sich neben dem Applestore Designer-Läden, die afrikanische Kleider aus holländischer Produktion verkaufen.

In Cape Coast geht man am besten aus der Strandbar leise nach Hause, um die Obdachlosen Kinder und Erwachsenen, die in dünne Laken gewickelt auf den Stufen vor den kleinen Geschäften schlafen, nicht zu wecken.

An den Stränden kann man morgens die Fischer beobachten, wie sie singend die Netze auf den Strand ziehen und nachmittags eine Wasserschildkröte an einem Strick gefesselt in eine kleine Lagune werfen, damit sie bis zum Sonntag frisch bleibt, um sie essen zu können.

Und Ghana ist Europa manchmal näher als uns vielleicht lieb ist: Staubige Straßen und Plastiktüten achtlos an die Straßenränder geschmissen, offene Kanäle und stinkende Kloaken – dafür reichen schon Reisen durch Europa. Entwicklungshilfe heißt bei uns stattdessen Strukturreform und Konjunkturprogramm für in Not geratene Staaten.

Die Freiwilligen, die ich in Ghana getroffen habe, hatten alle eines gemeinsam: Sie alle waren Abiturienten oder Rentner, die im Rahmen ihrer Möglichkeiten Zeit und Arbeitskraft in verschiedenen Projekten angeboten haben. Meistens waren das soziale Projekte: Schulen, Kindergärten und Straßenkinder- oder offene Bildungsprojekte. Professionellen Einsatz in Krankenhäusern oder als Ingenieure habe ich nicht gesehen, soll es aber geben. Städte, Gästehäuser und Bars sind voll mit jungen Erwachsenen, die die Auszeit nutzen, um sich über Studium und Beruf oder sich selber klar zu werden. Und die Programme und Organisationen, die sie entsenden, gehen in die Hunderte.

Wo also sind die Profis, Berufstätige, die ihre Einsatzmöglichkeiten nach ihren Erfahrungen und Können ausgesucht haben? Mit welchen Organisationen sind sie unterwegs? Wie viele von ihnen brechen jährlich aus Deutschland auf? Und ist ihr Einsatz im Rahmen der deutschen Entwicklungszusammenarbeit koordiniert oder zumindest erfasst?

Recherchen darüber in Deutschland sind ernüchternd. Emails an das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung werden mit dem Verweis beantwortet, darüber gebe es dort keine Zahlen oder Informationen, der Bereich jedweder Freiwilligendienste werde von Enga-

gement Global (EG), einer Service-Einrichtung für Entwicklungsinitiativen, für das BMZ betreut.

Auch nicht Deval, immerhin das Deutsche Evaluierungsinstitut der Entwicklungszusammenarbeit, kann Auskunft darüber geben, wie viele Freiwillige jährlich aus Deutschland in Entwicklungsländer fahren, oder wie viele davon einen professionellen beruflichen Hintergrund haben. Auch dort werde ich an Engagement Global verwiesen.

EG schließlich antwortet auf eine E-Mail mit meinen ausdrücklichen Fragen nach dem Einsatz und der Auswahl von berufstätigen Freiwilligen für professionelle und kenntnisbezogene Projekte:

„Sehr geehrter Herr Hamacher,
vielen Dank für Ihr Interesse an dem Weltwärts-Programm. Zu Ihren Fragen:

1. Gibt es Zahlen darüber, in wie vielen der unzähligen Hilfsorganisationen professionelle Hilfe im Rahmen von Freiwilligen-Programmen geleistet wird, also Berufsfachleute in speziellen, an ihren Fähigkeiten ausgerichteten Projekten beteiligt sind oder sogar danach ausgewählt werden?

Ergebnisse zu der erreichten Zielgruppe von Weltwärts finden sich in einer Evaluierungsstudie, die vor Kurzem im Kölner Wissenschaftsverlag erschienen ist. Die Kurzfassung ist auf der Internetseite des BMZ öffentlich zugänglich.

Weltwärts ist ein Lern- und Austauschdienst und kein Fachdienst. Grundsätzlich strebt das Programm an, mehr Menschen mit Berufshintergrund oder nach der Ausbildung zu erreichen, nicht jedoch primär aufgrund einer „an ihren Fähigkeiten ausgerichteten" Tätigkeit. Die Freiwilligen können ihre Kenntnisse und ihre Fachlichkeit einbringen, im Vordergrund stehen jedoch Globales Lernen, transkulturelle Lernerfahrungen sowie transkultureller Austausch.

2. Gibt es Kriterien, nach denen das BMZ oder Partnerorganisationen auswählen?

Das BMZ wählt keine Partnerorganisationen aus. Weltwärts wird von 180 deutschen Entsendeorganisationen (EO) durchgeführt, diese haben teils langjährige Verbindungen zu Partnern im Globalen Süden und sind für die Auswahl der Partner, mit denen sie arbeiten verantwortlich. Die Kriterien, um als EO aufgenommen zu werden, sind auf der Homepage von Weltwärts zu finden. Ein umfangreiches Qualitätssicherungssystem kontrolliert, dass die EOs gemeinsam mit ihren Partnern ein angemessenes Lernumfeld gewährleisten und die Freiwilligen sinnvoll eingesetzt werden.

3. Inwiefern finden freiwillige Hilfsdienste in den Planungen des BMZ / GIZ statt oder werden berücksichtigt?

Für diese Frage sind wir nicht der richtige Adressat.

Freundliche Grüße“

Dabei hatte ich gar nicht nach dem Weltwärts-Programm gefragt. Die Unterscheidung zwischen Freiwilligen ohne und solchen mit Berufsausbildung für einen spezifischen Einsatz scheint in den entsprechenden Stellen entweder missverstanden zu werden oder die Frage danach nicht eingeordnet werden zu können.

Auch der Hinweis auf BMZ/GIZ für Fragen nach der Einplanung und Koordination von Freiwilligen in der Entwicklungszusammenarbeit erstaunt. Hatte mich doch zumindest das BMZ an EG verwiesen.

Die Haltung der GIZ ist seit meinem ersten Abend in Ghana bekannt: Wegen einer inhaltlichen Neuausrichtung der GIZ und mangels Einsatzmöglichkeiten wird die Zusammenarbeit mit Weltwärts eingestellt.

Auch eine zweite Email mit der Präzisierung der Frage nach dem Einsatz von Freiwilligen mit Berufserfahrung außerhalb von Weltwärts an EG bringt wenig Neues:

„Engagement Global hat mit ZfD Ziviler Friedensdienst, dem Konkreten Friedensdienst in NRW, Weltwärts (Jugendliche, junge Menschen) und dem SES Senior Experten Service Angebote im Bereich Freiwilligendienste, die zum Teil auch fachliche Qualifizierung beinhalten, teils – wie beim SES – sogar voraussetzen. Engagement Global ist jedoch keine „Erfassungsstelle“ für Freiwilligendienste.

Menschen mit fachlicher Qualifikation werden u.a. über AKLHÜ, CIM, GIZ, ZAV, NGOs und Partnervereine entsendet. Die Rahmenbedingungen (Dauer, Vergütung/Kompensation, etc) sind sehr unterschiedlich. Zahlen liegen uns hierzu nicht vor.“

Schlussendlich gibt es im Umfeld von Engagement Global zwar Organisationen für Einsätze von Menschen mit fachlicher Qualifikation. Jedoch werden dazu von EG keine Zahlen erfasst. Die Erfassungs- mithin Evaluierungsstelle DEval, kann auch keine Zahlen nennen. BMZ und GIZ aber verweisen in Sachen Freiwillige und deren koordiniertem Einsatz innerhalb eines allgemeinen Konzeptes der Entwicklungszusammenarbeit konsequent auf EG. In Sachen Freiwilligendienst dreht man sich in der Deutschen Entwicklungszusammenarbeit im Kreis.

Der Wert jeglicher Freiwilligendienste in Entwicklungsprojekten ist also von mehreren rein persönlichen Faktoren abhängig. Natürlich von den Freiwilligen selber, von ihrer Fähigkeit, sich eben nicht nur in ein fremdes Land mit seiner Kultur und der Lebenswirklichkeit der Menschen dort einzufinden, sondern speziell in ein Entwicklungsland. Selbsterfahrungstrips und Versuche auf eigenen Füßen zu stehen, sollten weder in Westafrika noch in einem anderen Land der Dritten Welt unternommen werden. Daneben ist der Erfolg des Dienstes von der Fähigkeit der Betreffenden abhängig die eigenen Möglichkeiten einzuschätzen und aus dem übergroßen Angebot der Entsendeorganisationen die richtigen auszuwählen.

Und diese sollten ihre Partnerorganisationen in den Entwicklungsländern bewusster, strenger und feinfühliger auswählen. Gerade, was die Partnerprojekte angeht, habe ich oft gesehen, dass die von EG angeführte Auswahl und Evaluierung viel zu wünschen übrig lässt. Wenn Gelder zu leicht fließen oder nach bürokratischen Schlüsseln und Kriterienkatalogen vergeben werden, sind sie schnell verschwendet. Sowohl in Deutschland als auch in den Empfängerländern werden solche Mechanismen leicht missbraucht. Dann sind Freiwillige in der Entwicklungshilfe einfach ein simples Geschäft. Dass sie ihren Einsatz unter diesen Umständen nur noch als Chance zu abenteuerlichen Reisen mit den Entsendeorganisationen als Reiseveranstalter sehen, kann man ihnen dann kaum vorwerfen.

Eines aber bleibt: Was ich von so vielen Freiwilligen gehört habe, trifft auch auf mich zu: Reisen in einem Land wie Ghana verändert den Blick zurück nach Hause – wie von Weltwärts gewünscht.

Frankfurt, Flughafen, kurz vor der Sicherheitsschleuse zu Gate B liegt auf der rechten Seite der Porsche Design Shop. Ich habe damals am Anfang meiner sechswöchigen Reise nach Ghana gestanden. Auswirkungen und die Nachhaltigkeit von Freiwilligendiensten in der Entwicklungshilfe zu recherchieren sollte das Thema sein. Ghana bedeutete für mich in dem Moment: Tropen, Dritte Welt, unbekanntes Terrain. Mittlerweile liegt die Reise hinter mir und ich habe viele Deutsche, Engländer, Niederländer, US-Amerikaner und auch Ghanaer getroffen, die in verschiedenen Entwicklungshilfeprojekten arbeiten.

Sie sind mit Projekten zur Trockenfrüchte-Produktion oder der wissenschaftlichen Analyse von Landakquisition und Agro-Business beschäftigt. Sie machen Projekte in politischer Bildung und Gesellschaftsaufbau, Bildung und gegen die Landflucht der Jugend. Schnell stellte sich in solchen Gesprächen die Frage nach Sinn und Nachhaltigkeit der Entwicklungshilfe. Zu oft werden die kulturellen Unterschiede einfach missachtet. „Aus Über-

heblichkeit und Desinteresse meinen wir Weißen den Schwarzen hier erzählen zu können, welche Entwicklung sie zu machen haben“, habe ich manchmal gehört. Kingsley hat mir an jenem Abend in La Paz gesagt: „Was ist Entwicklung? Das ist die große Frage.“

Oft hatte ich in den vergangenen Wochen das letzte Bild, das ich aus Deutschland in die Dritte Welt mitnahm, vor meinem inneren Auge: Ein älterer Mann, in der linken Armbeuge die Henkel einer Plastiktüte, sucht in einem Mülleimer vor besagtem Porsche Design Store nach Pfandflaschen. Wer braucht da Entwicklungshilfe?

Zum Schluss: Das Dilemma des Freiwilligeneinsatzes fasst einige Wochen nach meiner Rückkehr nach Deutschland die E-Mail eines Freiwilligen, den ich auf meiner Reise kennengelernt habe und dessen Zeit in Ghana in wenigen Wochen um ist zusammen: „Ja, Freiwillige gibt‘s immer mal wieder neue aus Amerika für vier Wochen (Armutstourismus) und manchmal auch spezialisierte aus Deutschland, die im Krankenhaus arbeiten. Es läuft schon :)“